

FPI-Publikationen – Wissenschaftliche Plattform “Polyloge“

SupervisionsJournale:

zur „Integrativen Therapie“ aus EAG - FPI

Herausgegeben durch den Prüfungsausschuss der
Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Naturtherapien und Kreativitätsförderung

*Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold
Dr. med. Susanne Orth-Petzold, Dipl.-Sup.
(Prof. Dr. phil. Johanna Sieper † 26.9.2020).*

1972 – 2022 > 50 Jahre FPI und 40 Jahre EAG > Integrative Therapie, Agogik, Kulturarbeit und Öko-Care

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper, Hückeswagen.

Redaktion: Ulrike Mathias-Wiedemann, NN, Wefelsen 5, D - 42499 Hückeswagen

e-mail: forschung.eag@t-online.de

Copyrightinweis: Mit der Veröffentlichung gehen sämtliche Verlagsrechte, insbesondere das der Übersetzung, an die FPI-Publikationen, D-42499 Hückeswagen. Auch der auszugsweise Nachdruck bedarf der schriftlichen Genehmigung

SupervisionsJournale: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit, Naturtherapien und Kreativitätsförderung

Ausgabe 02/2024

Postmoderne Identitätsbildung, ein Leben mit riskanten Freiheiten
oder: Psychotherapie und die Macht der Verheißung

*Helmut Zaepfel, Stuttgart, Bruno Metzmacher, Düsseldorf (1996) **

*Aus der „Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Naturtherapien und Kreativitätsförderung“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Dipl.-Sup. Ilse Orth, MSc), Hückeswagen [mailto: forschung@integrativ.eag-fpi.de](mailto:forschung@integrativ.eag-fpi.de) oder: info@eag-fpi.de, Information: <http://www.eag-fpi.com>).

Erschienen in *Integrative Therapie* 4/96, S. 451-488. Der Text wird wegen seiner Aktualität hier neu eingestellt.

Zusammenfassung: Postmoderne Identitätsbildung, ein Leben mit riskanten Freiheiten oder: Psychotherapie und die Macht der Verheißung

Der postmoderne soziale Wandel macht auch vor der Psychotherapie nicht Halt. Bislang vertraute Menschenbilder und praktisch-theoretische Überzeugungen bedürfen der kritischen Überprüfung, wollen sie nicht zu Therapieideologien werden. Die Autoren diskutieren in diesem Sinn verschiedene Prämissen der humanistisch-psychologischen Therapietradition im allgemeinen und der *Integrativen Therapie* im besonderen. Der Psychotherapie wächst aufgrund der enormen lebenspraktischen und weltanschaulichen Unsicherheit, die mit dieser politisch-kulturellen Entwicklung verbunden ist, zusätzliche Markt- und Sinnerzeugungsmacht zu. Dieser Aspekt wird gleichfalls erörtert.

Schlüsselwörter: Theorie der Psychotherapie; riskante Chancen; postmoderner sozialer Wandel; *Integrative Therapie*

Summary: Postmodern formation of identity, a life with risky freedom or: Psychotherapy and the power of promise

The postmodern social change does not stop in front of the realm of psychotherapy. A critical examination of theoretical and methodological premises is necessary in order to avoid ideological tendencies within the discussion of therapeutic approaches. The authors discuss different topics, concerning the therapeutic traditions of humanistic psychology on the one hand and the approach of *Integrative Therapy* on the other. Another subject concerns the enormous growth of social insecurities and contingencies and as a consequence the risk of increasing power for therapeutic institutions.

Keywords: Theory of psychotherapy; risky chances; postmodern social change; *Integrative Therapy*.

Postmoderne Identitätsbildung, ein Leben mit riskanten Freiheiten oder: Psychotherapie und die Macht der Verheißung*

Helmut Zaepfel, Stuttgart, Bruno Metzmacher, Düsseldorf

Selbstdenken ist weniger eine Frage der
Intelligenz als des Mutes: Jene Leere
auszuhalten, die man empfindet; wenn man eine
Frage wirklich nur an sich selbst richtet.
Die Fähigkeit, diese Situation zu ertragen,
wächst in dem Maße, indem man sich ihr stellt."
(Schulze 1994)

Einleitende Bemerkungen

Die Debatte über das Verhältnis von Macht und Psychotherapie, d.h. der Machtdiskurs innerhalb und zwischen den Therapieschulen, scheint zunehmend offensiver geführt zu werden. Nahezu alle Schulen betrieben ihre ideologie- und machtkritischen Studien bislang mit Vorliebe am Beispiel der mit ihnen konkurrierenden therapeutischen Modelle. Kritik in eigener Sache wurde meist rasch unter Häresieverdacht gestellt, was bisweilen zur Verbannung führte. Die kulturkritische Fraktion innerhalb der Psychoanalyse, aber auch zahllose Dissidenten in den anderen Lagern können ein Lied davon singen. Zwei zuletzt erschienene Monographien weisen hier einen anderen Weg (Pohlen, Bautz-Holtzherr 1995 sowie Schmidt-Lellek, Heimannsberg 1995), in dem sie die machtkritische Sonde am eigenen theoretisch-praktischen Körper ansetzen. Nur so kann verhindert werden, daß Macht- und Ideologiekritik unversehens selbst zum Herrschaftsinstrument gerät, das die Prämissen des anderen dekonstruiert, nur um darüber die eigenen Grundannahmen in um so hellerem Licht erstrahlen zu lassen.

Unser Anliegen ist nun, die eher zeitgeschichtlichen und gesellschaftstheoretischen Aspekte in diesem Diskurs aufzugreifen. Wir glauben, daß die implikative Macht von Psychotherapiemodellen und damit der durch sie mögliche Machtmißbrauch u.a. durch den

* Aus der „Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit“, Düsseldorf, in Trägerschaft des „Fritz Perls Instituts“.

Sachverhalt bestimmt ist, ob und in welchem Maße ihre Grundannahmen einen gesellschaftstheoretischen Bezug aufweisen. Enthielt die *Freudsche* Theorie z.B. einige sozialpsychologisch und kulturkritisch reflektierte Konzepte, so vergaßen seine Nachfolger im nationalsozialistischen Deutschland dieses Erbe und machten darüber ihren Frieden mit der faschistischen Macht (*Dahmer* 1995). Dies betrifft in gewisser Hinsicht auch *C.G. Jung*, der, ob seiner gesellschaftskritischen Ignoranz, zumindest für geraume Zeit zum willfähigen Vertreter einer faschistischen Semantik und Ideologie wurde (*Evers* 1987). Die Masken der Macht und die in ihnen enthaltenen Strategien der Verführung, derer sich auch die psychotherapeutische Sprache bedient, sind somit ohne sozialhistorischen Bezug nicht zu verstehen. Psychotherapiesprachen bedürfen der soziologischen Metapheranalyse, weil nur so die latenten Politik-, Gesellschafts- und Machtentwürfe sichtbar werden, die in jedem Behandlungsmodell enthalten sind (*Narr* 1988).

Welches Bild sich ein therapeutisches Modell vom Verhältnis Gesellschaft – Individuum macht, bestimmt nun nicht nur seine Anfälligkeit für die Sirengesänge gesellschaftlicher Machtinstanzen, sondern eben auch den Umgang mit der Macht in der psychotherapeutischen Situation. So entscheidet dieses Bild darüber, welche Bedeutung und Funktion das Modell dem Faktor Therapie innerhalb der Prozesse des sozialen Wandels beimißt. Des weiteren prägt das Gesellschaftsbild die anthropologischen, klinischen und methodischen Grundannahmen und darüber die Grenzen der Einflußmacht, die das Modell sich auf der Ebene individueller Veränderung zuschreibt. Wie differenziert das gesellschaftstheoretische Inventar eines therapeutischen Modells ist, entscheidet auch darüber, ob es die zeitgeschichtlichen Atmosphären und die Logik des sozialen Wandels zu „verstehen“ vermag. Ist es dafür blind, verfehlt es, so unsere Ansicht, wesentliche Anliegen der Klienten, in dem es unkritisch zum Agenten sozialer Kontrolle oder nicht durchschauter ökonomischer Interessen wird. Des weiteren läuft es in der Praxis Gefahr, illusionären Erwartungen des Klienten im Umgang mit den Themen Macht-Ohnmacht genügen zu wollen bzw. diese unkritisch zu verstärken. Die strukturell bedingten Unsicherheiten postmoderner Lebenslagen werden, so unsere These, eine verstärkte Nachfrage nach knapp werdenden Ressourcen wie z.B. Sinn, Geborgenheit und Kontinuität auslösen. Psychotherapie wächst darüber eine Angebotsmacht zu, und da der Markt profitabel ist, könnte sie dazu neigen, auf komplizierte Fragen runde, allzu beruhigende Antworten geben zu wollen (*Keupp* 1993).

Diesen Aspekt des o.g. Zusammenhangs von gesellschaftstheoretischer Orientierung und psychotherapeutischer Theorie- und Methodenreflexion wollen wir im folgenden veranschaulichen. Dabei entwerfen wir zunächst eine ausführliche Skizze der gegenwärtigen

Risiken und Chancen, die mit dem Prozeß der Identitätsentwicklung im Zeichen postmodernen sozialen Wandels einhergehen. Hieraus lassen sich verschiedene Möglichkeiten der Verführung, des Machtzuwachses und des Machtmißbrauches ableiten, denen erlebnisorientierte Psychotherapie und damit auch die Integrative Therapie unterliegen können. In einem letzten Schritt skizzieren wir verschiedene Einstellungen und Grundhaltungen, von denen wir meinen, daß sie den kritischen Umgang mit dem Thema Macht in der Psychotherapie erleichtern könnten.

Dabei gehen wir von zwei Grundsätzen aus: (1) Dem Problem und den Fragen der Macht ist im Kontext therapeutischen Handelns nicht zu entkommen. So wie wir „nicht nicht zu kommunizieren“ vermögen oder wir im hermeneutischen Zirkel der Sprache gefangen sind, so wenig können wir in machtsstrukturierten gesellschaftlichen Räumen so tun, als ließen sich im Feld der Therapie herrschaftsfreie Räume installieren. (2) Keine noch so ausgereifte Theorie schützt vor mißbräuchlicher Praxis, und das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis der Psychotherapie enthält Widersprüche, die prinzipiell nicht auflösbar sind. Herrschaftskritische Kommunikation findet nur da statt, wo u.a. die Bereitschaft vorhanden ist, die der Abwehr dieser Widersprüche dienenden Handlungen selbstkritisch wahrzunehmen und öffentlich auszutauschen.

Chancen und Risiken postmoderner Identitätsbildung Anmerkungen zum Verlauf einer Debatte

Die sozialwissenschaftliche Debatte und die veröffentlichte Meinung im deutschen Blätterwald sind sich mittlerweile darin einig, daß wir uns inmitten eines tiefgreifenden Zivilisationswandels befinden. Stichworte wie Risiko- und Options- oder Informationsgesellschaft, Gentechnikmoderne u.a. (Beck 1993; Gross 1994) werden Bestandteil des öffentlichen Sprachgebrauchs. Vor allem die Revolution in der Medienlandschaft wird mit gewaltigen Bildern beschrieben: „Es ist wie ein Hurrikan: Der Sturm der Begriffe – sie heißen Datenautobahn, Cyberspace, Multimedia – knickt Laternenpfähle wie Zündhölzer. Und nach jeder Welle der Zerstörung pirschen sich die Profiteure und Plünderer heran: Computerscharlatane, die eine Mutation der Menschheit prophezeien; Medienmoralisten, die ihren Haß gegen die Masse und deren Kultur ausleben. In den USA kaufen Schnapsfritzen für Riesensummen Filmfirmen, und in Europa verkrallen sich untergangssüchtige Kulturkritiker in euphorisierte Technokraten. Alles nur Nonsense, Salbader, Neuralgien morgens, Halluzinationen abends?“ (Glotz 1995), so fragt der Autor mit unverhohlener Lust, der Debatte noch eins drauf zu setzen. Die enorme Polarisierung der Diskussion

um den postmodernen sozialen Wandel spiegelt zwei seiner wichtigsten Eigenschaften wider: die Kontingenzt, d.h. Unvorhersehbarkeit, Offenheit und chaotische Zufälligkeit seiner Entwicklungslogik sowie Ambivalenz, d.h. bislang vertraute Alltags- und Lebensroutinen werden radikal mehrdeutig.

Es ist in dieser Situation schwer, zwischen einer verfallstheoretischen Kulturkritik, die überall die Apokalypse wuchern sieht, und einer zynisch-euphorischen Grundhaltung „nach mir die Zukunft“ die Balance zu halten. Um es vorwegzunehmen: Psychotherapeutisch orientierte Sozial- und Kulturkritik tendiert derzeit eher dazu, katastrophale Zukunftsprognosen in die Gegenwart zurückzuprojizieren und sie als Ist-Zustand zu analysieren (*Lange* 1995). Da den psychosozialen Berufen im Prozeß der Selbstbeobachtung und Bewertung gesellschaftlicher Prozesse eine immer stärker werdende Interpretationsmacht zukommt, ist es wichtig, daß sie ihre zeitdiagnostischen Deutungsmuster als das ausweist, was sie sind: spekulative Verbindungslinien zwischen lebensweltlichen Details und dem Ganzen der gesellschaftlichen Entwicklungslogik. Sie sind als theoretische Metaphern zu verstehen, die für empirische Beobachtungen sensibilisieren und ihnen eine vorläufige Plausibilität verleihen (*Lüscher* 1995, 236). Der Begriff der Postmoderne und die mit ihm assoziierbaren Konzepte sind solche komplexen soziologischen Deutungsmuster, die es immer wieder empirisch zu präzisieren gilt.

Diese informationshaltigen Konzepte finden sich in neueren individuumszentrierten soziologischen Ansätzen (*Beck* 1993; *Giddens* 1991) und sozialkonstruktivistischen Modellen einer reflexiven Sozialpsychologie (*Keupp* 1994). Sie scheinen uns ausgesprochen geeignet, bestimmte gesellschaftstheoretische Leerstellen der Integrativen Theorie inhaltlich zu füllen. Mit ihrer Hilfe lassen sich spezifische Trends des postmodernen sozialen Wandels präziser beschreiben, von denen wir im folgenden einzelne skizzieren werden.

Postmodernes Leben, oder: Leben mit riskanten Freiheiten

Das in der Einleitung erwähnte Zitat verweist auf die informationstechnische Revolution als Kern „objektiver Modernisierungsprozesse“ (*Bolz* 1993, 1994). Interaktiv-mediales Handeln, weltweit vernetzt, wird zu noch nicht absehbaren Veränderungen in den Bereichen Arbeit und Freizeit führen. Wir werden im Internet nicht nur kommunizieren und spielen, sondern auch Dienstleistungen austauschen. Der Konstrukteur Müller aus Essen wird dabei zusehends mit dem Kollegen aus Rumänien konkurrieren und die Programmiererin aus Stuttgart ihre Kostenvoranschläge mit den Kollegen aus Indien abgleichen müssen. Die auf uns zurollenden arbeitsweltlichen Ver-

änderungen im Zuge informationstechnischer Entwicklung sind nur ein Beispiel für den umfassenden Prozeß der De-Institutionalisierung und Enttraditionalisierung von Lebensformen. Sie sind keine Moden, sondern unumkehrbare strukturelle Trends. Der damit verbundene Prozeß der Individualisierung und Differenzierung erstreckt sich gleichfalls auf alle Bereiche gesellschaftlichen Handelns. Kurz: „Man nehme, was man will: Gott, Natur, Wahrheit, Wissenschaft, Technologie, Moral, Liebe, Ehe – die Moderne verwandelt alles in riskante Freiheiten“ (Beck, Beck-Gernsheim 1994, 11). Das damit verbundene Unbehagen könnte man, verkürzt, in die Frage kleiden: „Wieviel Auflösung verträgt der Mensch?“ (Taylor 1994) bzw. wie kann personale Identitätsbildung unter diesen Vorzeichen hinreichend gelingen? Wir haben diesen Zusammenhang von postmoderner Veränderungsdynamik und Identitätsbildung an anderer Stelle ausführlich beschrieben (Zaepfel, Metzmacher 1995). Hier möchten wir nun, um die Problemstellung etwas anschaulicher zu machen, zunächst die Geschichte der 8jährigen Laura wiedergeben:

„Nein“, sagt Laura Ernst, sie habe nicht immer in Göttingen gewohnt, geboren sei sie in Herdecke. Die ersten Wochen des Lebens werden selbstbewußt (ihres Selbst bewußt) in die Biographie eingegliedert.

Die acht Jahre ihres bisherigen Lebens sind deutlich strukturiert. Die ersten fünf Jahre wohnte sie mit ihren Eltern in einer Wohnung des Studentenheims. Nach der Trennung der Eltern war ihre Mutter ein halbes Jahr in Irland, es gab zwei längere Besuche. Als die Mutter, die von Laura auch „Barbara“ genannt wird, zurückkam, wohnte sie nicht mehr bei Lauras Vater. Und bevor Laura in die Schule kam, gerade sechs Jahre alt, war sie mit Barbara in eine Wohngemeinschaft gezogen, in der zwei weitere Erwachsene wohnen. Der Vater ist vor nicht langer Zeit in eine benachbarte Stadt gewechselt. So ist Lauras Biographie gewoben zwischen die ihrer Eltern, die sich voneinander entfernen.

Noch bis vor einem Jahr hat sie mit der Renitenz eines Kindes ihre Sicht der Dinge unmißverständlich deklariert. „Für mich seid ihr Frau und Mann“, hat sie zu Barbara gesagt, sie meinent und ihren Vater, „denn ihr habt ja mich als Kind“. So hat sie die Liebe der Eltern beschworen, der sie ihr Dasein verdankt. Aber irgendwann war die Realität stärker.

Die Mutter hat wieder einen Partner gefunden (er lebt derzeit in Rom), und der Vater lebt mit einer anderen Frau zusammen, die, um das Spiel zu verwirren, auch Barbara heißt. Etwa jedes zweite Wochenende ist Laura dort, wo sie in einem Zimmer einen Teil ihrer Habe deponiert hat; das Leben an zwei Orten will minutiös geplant sein, dort hat sie keine Spielkameraden, aber die volle Aufmerksamkeit der Erwachsenen. Manchmal fährt sie „in der Woche auch zu Papa, aber der hat mich – wenn – dann erst um 6.00 Uhr abgeholt“. Die Nebensätze des Alltagslebens schärfen offenbar auch den Sinn für Grammatik.

Laura war schon in Irland, auf Kreta und Korfu, in Marokko, in Spanien und überall hin mit dem Flugzeug. Bevor sie acht Jahre alt ist, wird sie in San Francisco gewesen sein. Jetzt zeigt sich die Konstruktion, zwei Haushalten anzugehören, von seiner vorteilhaften Seite. Sie ist gewissermaßen Einzelkind zweier imaginärer Familien, die erst dann (äußerlich) Familien sind, wenn sie auch da ist. Andererseits muß sie der Wunschkstruktur, die jedes Einzelkind belastet, auch standhalten. Von zwei möglichen Varianten, der stillen, ernsten und der lebendig-verspielten, hat Laura Ernst klar die zweite gewählt. Ihre Chance besteht darin, die vielen Kontakte, die sich ihr bieten, auch zu nutzen.

Ein Leben zu führen, ist eine Sache, es für andere nachvollziehbar zu machen, eine andere. So mußte Laura die Frage, wieso Barbara jetzt mit einem anderen Mann zusammen sei, im ersten Schuljahr beantworten können – eigentlich bevor sie es selbst akzeptiert hatte. In ganz alltäglichen Situationen wird offenbar, daß der statistische Normalfall in den Köpfen noch nicht etabliert ist. Da kommt z.B. der Anruf einer Schulkameradin, die Laura zum Geburtstag einlädt. Den entsprechenden Tag sollte Laura beim Vater verbringen, weshalb sie am Telefon sagt, sie müsse erst ihren Vater anrufen. Das löst zunächst Verwirrung aus: „Warum mußt du ihn anrufen, ist er denn nicht zu Hause?“ Aber auch Lehrer pflegen das Vater-Mutter-Kind-Modell nach wie vor in normativer Weise.

Der stabilste Verband in Luras Biographie – von der Koalition Mutter/Kind mal abgesehen – ist ihre Clique: Moritz, Stella, Caya, Laura. In der (Klein-)Kindergruppe im Studentenheim haben sie sich kennengelernt, vor sechs Jahren. „Wir machen fast alles zusammen“, sagt Laura. Sie besuchen dieselbe Schule in der Innenstadt, sie singen zusammen im Schulchor, und sie machen zusammen „Dancing sports“ in einem privaten Studio. Sie treffen sich reihum, die Familien von Moritz, Stella, Caya sind „noch“ traditionelle Kleinfamilien mit drei oder vier Personen. Zu den bevorzugten Spielen gehört ... nun Familie zu spielen. Da ist Moritz der Vater, Stella die Mutter, Caya das Kind und Laura, körperlich die Kleinste, „das kleine Kind“. Die Vier sind – aus der Sicht Barbaras – „die besten Freunde, die sie je unter Kindern kennengelernt habe“.

Barbara ist, wie inzwischen nicht wenige Mediziner, für einige Zeit ohne Arbeit. Sie sucht eine Stelle, in der sie sich als Fachärztin qualifizieren kann. Der mögliche Ortswechsel, der damit verbunden wäre, ist angesichts der sorgfältig austarierten Lebensverhältnisse natürlich „ein ganz heißes Eisen“. Aber auch die Familie der dritten Art hat ihre Tabus.

Diese biographische Skizze ist dem Buch: „Eigenes Leben – Ausflüge in die Gesellschaft, in der wir leben“ (Beck, Vossenkuhl u.a. 1995) entnommen. Sie enthält eine Reihe zeittypischer Momente, wie sich biographisches Handeln im Zeichen der Postmoderne vollziehen kann. Den Autoren ist es dabei, wie wir meinen, in wirklich anerkannter Weise gelungen, die Balance zwischen Chancenbeschreibung und Risikoanalyse zu halten. Auf diesem schmalen Grat bewegen wir uns im Zeichen postmodernen sozialen Wandels alle: die Menschen in ihrer Alltagsbewältigung ebenso wie die psychosozialen Dienste, die diesen dabei behilflich sein wollen. Schauen wir uns nun an, wie sich dies bei Laura darstellt.

Die Pluralisierung und Individualisierung von Lebensstilen

Laura könnte mit Recht fragen, wie man diesen Lebensverband eigentlich nennen könnte, in dem sie lebt. Ist das noch eine Familie, und wenn ja, was für eine? Die Familiensoziologen könnten eine Reihe von alternativen Lebensformen nennen, für die sich heute Eltern und Kinder „entscheiden“ können bzw. in die sie hineingeworfen werden: „Patchwork-Familie“, „Werkstattfamilie“, „Matrix“ und Fortsetzungsfamilie etc. Sie sprechen von sukzessiver, multipler oder fragmentierter Elternschaft, von „nichtehelichen Lebensgemeinschaften“, „Konsensualpaaren“ etc. (Lüscher 1995, 240; Buchholz 1993).

Laura erlebt hautnah, wie eine Liebesbeziehung, aus der heraus sie geboren wurde, befristet ist, weil sie nicht mehr in den individuellen Selbstentwurf der Eltern paßt. Partnerwahlen werden zu selbstverständlichen Optionen, ja einer Art Puzzleteil bei der Konstruktion einer persönlichen Patchwork-Biographie. Kinder werden darin eingepaßt. Auch sie werden zu disponiblen Konstruktions- und Sinn-elementen, obgleich sie mit die meiste Erdung, Reibung und Widerständigkeit in die biographischen Gestaltungsprozesse einbringen. Ob sie geboren werden oder nicht, ist heutzutage Teil komplexer Planungs-, Entscheidungs- und Verhandlungsprozesse zwischen den Paaren. Überhaupt nimmt der kommunikative Abstimmungs- und Aushandlungsbedarf in und außerhalb der Familien deutlich zu. Das Alltagsmanagement, das weiß Laura, bedarf der ständigen arbeitsteiligen Koordination, weil traditionelle Alltagsroutinen nicht mehr greifen.

Laura bekommt mit, wie die Mutter sich von traditionell frauenspezifischen Biographieverläufen abwendet und sich zwischen verschiedenen Typen von Lebensplanung entscheiden muß. Statt der „doppelten“, der „familienzentrierten“ oder „berufszentrierten“ Lebensplanung entscheidet sie sich für eine hochgradig individualisierte biographische Konstruktion (Geissler, Oechsle 1994, 152). Kennzeichnend für diesen Typus ist die selbstreflexive Struktur biographischer Entscheidungen. Er ermöglicht auf der Chancenseite eine Art Lebenssouveränität, die, historisch betrachtet, bislang nur gesellschaftlichen Eliten zu realisieren möglich war. Diese Wahlmöglichkeit ist jedoch zugleich gesellschaftlich erwartete Rolle. Der Zerfall lebensweltlicher Stützsysteme und sozialer Bindungen (Ligaturen) zwingen den Einzelnen, zum Konstrukteur von Lebens- und Gemeinsinn in eigener Sache zu werden. Massenhaft freigesetzt, wird die Freiheit, das eigene Lebensskript zu entwerfen und über die Biographie und das eigene Selbst Regie zu führen, zur Überlebenspflicht. Dabei steht einer enormen Optionsvielfalt in den Bereichen Arbeit, Freizeit, Konsum und soziale Vernetzung eine gleichermaßen wachsende Außenabhängigkeit gegenüber. Eine zunehmende administrative Regelungsdichte (vom TÜV bis zur Steuererklärung bis zu Müllsortierungsbestimmungen; Beck, Beck-Gernsheim 1994, 12), ein sich vollständig revolutionierender Arbeitsmarkt und die zur zweiten technischen Natur werdende Einbindung in informationstechnische, globale Netzwerke erzeugen gefährliche Untiefen (Kontingenzen). Rasch kann die „Wahl-“ zur „Risikobiographie“, die „Bastel-“ zur „Bruchbiographie“ werden (Beck, Beck-Gernsheim 1994). Lauras Mutter ist Ärztin und arbeitslos, und das bei einem Beruf, der vor Jahren noch materielle Sicherheit und hohen Sozialstatus garantierte. Heute kann auch er zum „falschen Beruf“ zur „falschen“ Zeit werden, der die filigrane Artistik der Lebensstilführung ins Straucheln bringt. Die

materielle Säule postmoderner Identitätsbildung wird im Zeichen der „neuen Armut“ (Honneth 1993) wieder zur Schnittstelle zwischen einer Freiheit als Chance zur Emanzipation und einer Art postmoderner Vogelfreiheit als Erfahrung von Bodenlosigkeit, sozialer Stigmatisierung und Ausgrenzung.

Ob der Lebensstilartist in der Zirkuskuppel über private Unglückspiralen nur noch ratlos wird und sein existentielles Kleinunternehmen Konkurs anmelden muß, darüber entscheidet u.a., das wird Laura klar, ob er über ein ausreichendes „soziales Kapital“ in Gestalt sozialer Netzwerke verfügt (Petzold 1996). Laura lernt früh, daß Freundschaftsnetze wie eine andere Art Familie mit langem Atem gepflegt und immer wieder geflickt werden müssen, denn sie sind „strukturell offen“. Damit ist ihre lockere Art der Verknüpfung gemeint, die häufig dazu führt, daß trotz hoher Netzwerkdicke über „Heimatlosigkeit“ geklagt wird (Keupp 1994, 344).

Daß die soziale Nahwelt nicht nur mögliche Ressource, sondern auch soziale Kontrolle bedeutet, das allerdings wird Laura auch bewußt. Sie erlebt schon früh, daß die eigene Lebensgestalt, ihr Image von den bedeutsamen Anderen ihrer Lebenswelt kritisch geprüft und bewertet wird. Sie steht, weil der Vater nur mehr seelisch und nicht mehr physisch präsent ist, unter Beweiszwang und Rechtfertigungsdruck. Eben dies gilt in vermehrtem Maße für die individuelle Selbstdarstellung, wenn es um die Präsentation des biographischen, arbeits- und konsumspezifischen Lebensstildesigns geht.

Laura ist, sehr jung, schon viel in der Welt herumgekommen. Sie scheint auch mit dem inneren „Nomadendasein“ und einer Art „Landstreicher-Moral“, die postmoderner Vorläufigkeit und Unbestimmtheit innewohnt, ganz gut zurechtzukommen. Sie hat bei den Eltern nicht erlebt, daß diese zu „Einsiedlerkrebsen“ wurden und sich in ihrer Nahwelt ein „Eremitenklima“ ausgebreitet hat. Laura scheint auf dem Weg, ein postmoderner „vielheitsfähiger Mensch“ zu werden, der „Freude aus Verunsicherung zu ziehen vermag“. Sie ist vielleicht noch nicht für ländliche Gegenden, wohl aber zunehmend für urbane Lebensbedingungen repräsentativ.

Nun warten in der Folge noch eine Fülle paradoxer Entwicklungsaufgaben auf Laura, von denen wir meinen, daß sie sich im Zeichen postmodernen Wandels verschärfen und damit das in ihnen enthaltene Konfliktpotential größer werden wird. Dies wird, wie wir nun zu zeigen versuchen, erhöhte Anforderungen an das persönliche Integrationsvermögen bzw. die individuelle Sinnerfassungskapazität der Menschen stellen (Petzold 1990, 152).

Postmoderne Identitätsbildung zwischen Identitätsdiffusion, Hyperflexibilität und industrieller Massenfertigung

Auf dem Weg zu einer hinreichend kohärenten Identität muß der Mensch der Postmoderne zunächst einmal dieselben konflikthaft-paradoxen Entwicklungsanforderungen bewältigen wie sein Vorgänger der klassisch bürgerlichen Moderne. Beiden gemeinsam ist, daß sie Beruf und Familie bzw. Privates und Berufliches, Autonomie und Intimität, Nähe und Distanz, Freiheit und Geborgenheit so miteinander vermitteln müssen, daß sie, um es negativ zu formulieren, nicht psychosomatisch krank werden müssen und nicht den Anschluß an ihre soziale Lebenswelt verlieren. Der Unterschied zwischen den beiden sozialhistorischen Identitätsmodellen besteht nun u.a. darin, daß postmoderne Lebensplanung von den widersprüchlichen Rollenzumutungen, Botschaften und „Marschbefehlen“ her, die den einzelnen erwarten, noch um einiges komplizierter ist. Damit wachsen die Risikofaktoren und möglichen Grenzzustände personaler Identitätsbildung. Diese These möchten wir im folgenden erläutern.

Optionsvielfalt und Entscheidungszwang

Die Lösung der o.g. paradoxen Rollenzumutungen und Entwicklungsaufgaben wird schwieriger, weil vermehrt traditionelle Stütz- und Sicherungssysteme verlorengehen. Traditionelle Institutionen, von der Kirche bis zur Kernfamilie, waren der Ort, an dem solche Ressourcen wie Vertrauen, Kontinuität und Balance, zum Preis spezifischer Abhängigkeiten, als Außenhalt angeboten wurden. Sie werden somit, weil weniger umweltstabilisiert, zu knappen persönlichen Ressourcen. Freundschaften, Gruppen- und Milieuzugehörigkeiten, die Einbindung in arbeitsweltliche und kollegiale Freizeitgemeinschaften etc., das alles muß immer wieder neu hergestellt und konsolidiert werden. Diese Netzwerkarbeit konkurriert mit einer Fülle karriere- und konsumbezogener Bedürfnisse und nicht zuletzt auch häufig mit den Anforderungen, die aus den Liebes- und Familienbeziehungen erwachsen. Wie kann man folglich all diese Fäden zusammenhalten, zwischen all den Wahlmöglichkeiten so gewichten und entscheiden, daß eine hinreichend gute Innenbilanz und -balance entsteht, die verhindert, daß man entweder in dem Lebensgefühl verharret, man sei nie da, wo das „Glück“ ist, oder „das kann doch nicht alles gewesen sein ...“

Kinder und Erwachsene der Postmoderne wachsen in eine Welt hinein, die einem gigantischen „multiple choice-Test“ gleicht. Es ist

nie erlaubt, nur eine Lösung anzustreichen, und für jede Entscheidung fallen mir zugleich zahllose andere, scheinbar oder tatsächlich bessere Optionen ein (Gross 1994). Der exponentiell zunehmenden Entscheidungs- und Wahlfreiheit steht dabei ein ebenso wachsender permanenter Entscheidungszwang gegenüber. Und: die Kosten „falscher“ Entscheidungen werden stärker dem einzelnen zugerechnet, d.h. weniger vergesellschaftet. Als Grenzzustand ist dabei eine Art Entscheidungsparalyse nach Art des *Kafkaesken* Hungerkünstlers möglich. Er steht vor dem reichgedeckten Tisch und „weiß, er kann alles essen und macht darum nichts“, bzw. „ich habe alles zur Auswahl und kann mich für nichts entscheiden“ (Gross 1994, 228).

Ausdrucksvielfalt und Formungszwang, oder: die industrielle Herstellung von Identitätsentwürfen

Unter Bedingungen der Postmoderne tritt ein, was linke Kulturkritik von jeher als Gefährdung kapitalistisch organisierter Gesellschaften beschrieben haben: Die Marktlogik und eine damit verknüpfte Nützlichkeitsmoral (Utilitarismus) dringt in alle Poren gesellschaftlichen Handelns ein (vgl. Breuer 1992). Ego-Zentrismus und Gemeinwohlorientierung, instrumentell-wirtschaftliches und kommunikatives Handeln durchmischen einander bis zur Unkenntlichkeit. Die einzelne Person wird, ob sie will oder nicht, zum Planungszentrum und Kleinunternehmer in Sachen Lebensführung. Damit verschärft sich der instrumentelle Umgang mit dem eigenen Selbst, d.h. der Glaube an die innere Machbarkeit der Person wird, ja muß zum zentralen Credo werden. Wo alles mir überlassen bleibt und ich ständig im öffentlichen Vergleich stehe, gibt es nahezu nichts, was sich inneren und äußeren Formungszwängen entziehen könnte (Berking 1994, 42f). Der ratgebende Blätterwald explodiert förmlich, um mir Tips für die Gestaltung meines Gesundheits-, Schönheits- und Natürlichkeitsdesign zu geben. Vom Kleinbürger bis zu den neuen Eliten, für jeden schnürt die Lebensstilindustrie variable Identitätspakete. Hören wir kurz in die Annoncen hinein: „Power Line. Fit for power, oder: Die feine ART der Selbstcreation“ (Beyer 1992). Dieses „Neuprogrammierungskonzept“ gestaltet alles, vom Toilettendesign bis zur Flirttechnik. Oder: „Persönlichkeitsprofil. Identity vom Scheitel bis zum Schreibtisch“ (Zickendraht 1991). Hier wird im Sinne der „lean production“ angeraten, allen Ballast abzuwerfen, und zwar an Körpergewicht, an ideologischen und sozialen Abhängigkeiten. Folgt man *Marylin Ferguson*, einer der profiliertesten Gestalten der New-Age-Bewegung, dann ist Identitätskloning angesagt. Ein jeder vermag ein bißchen eine Mischung aus *Einstein*, *Darwin*, *Mutter Theresa*, *Kafka* etc. zu werden (Ferguson 1984):

Soziale Anerkennung ist zunehmend davon abhängig, daß man sein Interaktions- und Ausdrucksverhalten milieu- und zielgruppen- genau abzustimmen und zu optimieren vermag (Schulze 1992). In dem Maße wie Traditionsinstanzen wie Kirche, Staat, Parteien, Gewerkschaften etc. Macht verlieren, wird die soziale Kontrolle von Konformität zusehends mittels psychosozialer Prozeßtechniken wie Werbung, Marketing, Personaltraining, „identity-styling“ etc. ausgeübt. „Wo Macht sich nicht mehr direkt auf stabile Herrschaftsverhältnisse stützen kann, ist sie auf Zustimmung bzw. Mitarbeit angewiesen“ (Köhler-Weißeker, Schüle u.a. 1993, 50), d.h. es werden psychosoziale Strategien der Beeinflussung und der Loyalitätssicherung entwickelt. Enormen Ausdrucks- und Gestaltungsspielräumen stehen folglich immer subtiler wirkende Anpassungszwänge gegenüber.

Fazit: Die Unmittelbarkeit oder Spontaneität meines Ausdrucksverhaltens wird fast ausschließlich Gegenstand von Konstruktionsleistungen, was ein Widerspruch in sich selbst ist. Hieraus resultiert ein weiter verschärftes Ausdrucksdilemma: „Ich kann schwer in mir auseinanderhalten, ob ich meine Unmittelbarkeit nicht doch fingiere, weil ich ja weiß, daß ich unmittelbar sein muß“ (Berking 1994, 43).

Der Malboro-Mann und „Eisenhans“, oder: die kommerzielle Ausbeutung postmoderner Sehnsüchte

Authentizität ist jedoch, als Norm, ein bedeutsamer Wahrhaftigkeits- und Aufrichtigkeitsnachweis für die Entwicklung zwischenmenschlichen Vertrauens. Entsprechend wächst die Frage nach der Glaubwürdigkeit und Berechenbarkeit des interaktionellen Geschehens und des Interaktionspartners. „Wenn ich weiß bzw. wir beide wissen, daß man nahezu alles fingieren kann und jede Maske ein wahres Gesicht sein kann, ist es schwer herauszufinden, auf was ich bei dir verlässlich bauen kann.“ In dem Maße wie nun die Befriedigung passiver Bedürfnisse nach Geborgenheit, Anlehnung, emotionaler Verlässlichkeit etc. als risikoreicher erlebt wird, könnte sich die Tendenz verstärken, für regressive Bedürfnisse surrogathaften Ersatz zu suchen. Hierfür bietet sich zum einen die Welt der Medien und des Konsums an (Heuermann 1994). Werbung und Marketing, als die eigentlichen Stätten der Wunschproduktion, beuten unbefriedigte Bedürfnislagen mittels einer „Poetisierung der Konsumgüter“ aus. Werbung, das ist die „Transsubstantiation von Suppe oder Bier oder Abführmitteln in Symbole für höhere und statusvermittelnde Werte“ (Lohof 1994, 20). Die Metaphernwelt der Werbung und der Medien ist der Ort, an dem die neuen Trivialmythen entstehen, die uns mitteilen, wir könnten schon, wenn wir nur wollten, zurück zu jenen Lebensarten finden, die uns schon lange abhanden gekommen sind. So ist der

„Malboro-Mann nicht einfach nur ein Cowboy. Er ist ein Symbol für die unwiderbringliche Unschuld und die grenzenlose Wildnis, in der man, wie Emerson schrieb, ‚der schlichte, alte Adam‘ hätte sein können, ‚das einfache, unverfälschte Selbst gegen die ganze restliche Welt‘“ (Lohof 1994, 28). Der Malboro-Mann ist nun nur eine andere Variante von „Eisenhans“, einem jener Trivialmärchen über die Männer (Bly 1991), die der Esoterikmarkt massenhaft produziert und in denen regressive Bedürfnislagen benannt und illusionär befriedigt werden. Laut „Börsenverein des deutschen Buchhandels“ ist derzeit jede dritte Publikation in den Buchläden mit einem esoterischen Thema befaßt. Die zunehmende „Kühle der Gesellschaft“, ihre Undurchsichtigkeit sowie die Ent-Sinnlichung ihrer Lebensvollzüge erzeugt eine Art Treibhausatmosphäre, in der die Sehn-Sucht nach rasch herstellbarer Harmonie und Überschaubarkeit, nach verloren gegangener Archaik und Sinnlichkeit sowie nach Ganzheitlichkeit und Effektivität das Beziehungs- und Politikerleben der Menschen imprägniert und organisiert. Partnerschafts- und Familienkulturen werden darüber, so die Befürchtung, zu den letzten „realen“ und damit überforderten Fluchtpunkten, an denen „Eisenhans“, der Malboro-Mann und auch der „Terminator“ hoffen, es finde sich noch eine Feuerstelle, ehe man wieder dem postmodernen Abenteuer der Identitätssuche nachjagt. Gegen diesen Pessimismus erheben sich jedoch Stimmen, die meinen, es ließen sich neue Vermittlungsversuche von Eigennutz und Gemeinwohlorientierung beobachten.

„Life-politics“ und „solidarischer Individualismus“

Kulturkritische Einwände wenden sich vor allem gegen die o.g. Mischung aus erhöhter Selbstreflexivität, kommunikativer Nutzenorientierung und Ausdrucksdilemma. Zu viel Eigennutz, zu viel selbstbezügliches Sozialverhalten, zu viel Freiheit und zu wenig kollektive Verantwortung, Moral und Sittlichkeit lautet der Einwand. Der Mensch sei, so kann man *Toqueville* zitieren, auf sich selbst zurückgeworfen, und diese Situation droht, ihn gänzlich in die Einsamkeit seines Herzens einzuschließen“ (*Toqueville* 1985, 290). Soziale Autismen und „Einsiedlerkrebse“ auf der einen Seite und fundamentalistisch organisierte, einsamkeitsflüchtige Parteigänger andererseits seien die Folge. Vermutlich liegt die Sache schwieriger. Es scheinen sich neue Formen der Solidarisierung zu entwickeln, und zwar nicht einer verinnerlichten, verallgemeinerungsfähigen Moral wegen, sondern eben aufgrund nutzenstrategischer Überlegungen (*Beck* 1994, 204ff). *Berking* (1994) nennt das „solidarischen Individualismus“. Weil ich weiß, daß ich des andern als „Versicherung“ gegen Einsamkeit bedarf, engagiere ich mich, suche den „non-profit-Kon-

takt". Solidarität und „Nächstenliebe“ wird zum Medium der Selbstverwirklichung und der privaten „Sozial-Versicherung“. Alles Soziale und eben jedwede politische Frage, sei es der Kampf gegen Shell oder gegen französische Atombombenversuche, wird zunehmend selbstbezüglich, d.h. aus der Perspektive einer konstruierten Identität begründet.

Weil ich heute im „globalen elektronischen Dorf“ lebe und mein Arbeitsplatz bereits heute von der ökonomischen Situation in Japan, China etc. abhängt oder weil das Abholzen der Regenwälder das Ozonloch auch über der nördlichen Halbkugel zu beeinflussen vermag, wird Weltpolitik zur privat-existentiellen Fragestellung (Beck 1994, 234f). Alltagshandeln wie der Boykott einer Shell-Tankstelle wird darüber politisch, aber auch das freizeitaktive Engagement in einer Bürgerwehr, sei es als „schwarzer Sheriff“ oder als „Umweltwächter“.

„Life-politics“ nennt das Giddens, als Subpolitik beschreibt es Hitzler (1994). Beide grenzen sie diese Politisierung des Alltäglichen und des Subjektiven von klassisch politischem Engagement ab. Letzteres legitimierte sich über die Identifikation mit kollektivem Ideengut, in dessen Name es sich gegen angemähte und willkürliche Formen der Autorität und der Herrschaft wandte. Giddens und Beck, zwei bedeutende Vertreter einer subjektorientierten Soziologie, hoffen, daß aus der Not des zwangsbefreiten Menschen der Postmoderne, der ohne verbindliches Sinndach dasteht, die Tugend einer Gemeinwohlorientierung auf der Basis von Selbstverwirklichungsmotiven wird. Das ist nur konsequent, denn der einzelne muß sich seine politisch-metaphysische Zugehörigkeit selbst entwickeln. Die beiden wünschen sich, daß bei dieser Sinnbasterei keine Sehnsucht nach „gegenmodernen“ Fundamentalismen entsteht. Hitzler ist da eher skeptisch und befürchtet, daß zuviel postmoderne Unübersichtlichkeit und Vielfalt eine Art „Wagenburgmentalität“ erzeugt, für die Sicherheit zum bedeutsamsten Indikator von Lebensqualität wird. Andere Autoren warnen davor, daß „life politics“ nichts anderes ist als ein umfassender Betroffenheitskult (Stephan 1993), ein ins Sentimentale abgleitendes Muster des sich allem „verbunden“ und sich von allem „betroffen“ fühlenden Erlebens (Buchholz, Reich 1987, 631).

Was aber benötigt der postmoderne Nomade, um nicht im Lager derer zu landen, die ihm vorgaukeln, daß Gott doch nicht tot ist, oder die ihm einflüstern, er solle sich ihrer ordnungsbewußten „Selbsthilfegruppe“ anschließen, damit das „Fremde“ nicht überhand nimmt. Der einzelne wird diesen „gegenmodernen“ Empfehlungen um so eher folgen, wenn die psychosomatische Statik seiner Selbst- und Ichstruktur aufgrund zu vieler, zu konflikthafter Paradoxien zu zerbrechen droht. Gesucht ist folglich, wie es Enrich (1995) nennt, der Mensch mit der Fähigkeit zur Hyperflexibilität, d.h. zur Verarbeitung

vielfältiger Realitäten. Nur, so lautet eine weitere Frage, wie stabil ist diese Identitätskonstruktion?

Postmoderne Menschenbildentwürfe, oder: Wie kann Vielfalt mit Zentrierung verbunden werden?

Die skizzierten paradoxen Rollen- und Entwicklungszumutungen könnten, so die Meinung vieler, die Integrationsleistung des Ich überfordern. Nachdem es dem Menschen durch seine Erfindungen gelungen ist, die Technik zur zweiten Natur werden zu lassen, und durch sein Kaufmannsgeschick es möglich wurde, daß ihm der Markt als autonome Größe gegenübertritt, nachdem er die Welt entzaubert hat und der Himmel leergefegt ist, bleibt er diesen Golems, diesen seinen Schöpfungen gegenüber zunehmend ratlos zurück. In dieser Diagnose einer ausgeprägten Gegenwartsambivalenz und -kontingenz sind sich bis auf die „digitale Fortschrittsfraktion“, die bereits das hohe Lied vom „Maschinellen Humanismus“ (Brand 1990, 318) singt, die meisten Diskursteilnehmer einig. Schwierig wird es bei der Frage: „Wie ist ein Gehen ohne Grund“ (Schulze 1994) denkbar? Eine eigentlich alte Diskussion, die die gesamte Neuzeit seit der Aufklärung durchzieht, polarisiert sich zusehends: Da ist eine radikalkonstruktivistische Fraktion, die den Weg einer grundlegenden Kritik aller Metaphysik zu Ende gehen möchte, und dazu gehöre letztlich auch die Idee des Subjekts und die Einheit der Person als illusionäre, selbstgefällige Größe (Kamper 1993). Ihr widerspricht zum einen eine neoromantisch argumentierende Fraktion tiefenpsychologischer Herkunft, die an die Idee eines eigentlich „wahren“ und „guten“ Selbst im Menschen glaubt, für die es gegen den Irrweg einer falsch verstandenen Zivilisationsentwicklung einzustehen gilt (Gruen 1995; Bauriedl 1995; Rogers 1980). Erheblich differenzierter argumentieren subjektphilosophische Vertreter wie Keupp (1994), Frank (1993), Honneth (1990, 1992), Taylor (1995) oder Böhme (1994), die eine Neubestimmung des Subjektbegriffs unter den Bedingungen der Postmoderne versuchen, die zwischen den beiden Positionen zu vermitteln versucht.

Dem radikal konstruktivistischen Identitätsdesign zufolge wird der Mensch zum „patchwork“, zum „Würfler“, der in jede Rollenhaut passager zu schlüpfen vermag und sich deshalb nicht fremd wird, weil es kein Kernselbst, keinen inneren Referenzpunkt mehr gibt. „Meine Masken, das bin ich“, ein „Vielheits-Ich“, das sich in permanenter Selbstreflexion häutet und hervorbringt (Früchtel 1993; Menke 1993). Menschen, so der neoromantische Einwand, würden darüber zu Marionetten ihrer selbst, zu Zynikern, die zu allem eine ironische Distanz hätten. Ein solches impressionistisches Ich verliere sich im

Möglichkeitsraum seiner vielen Gestalten. Wo alles möglich wird, ist alles schaal. Leere als einzige Antwort auf die Frage: „Wer bin ich denn selbst, existentiell, jenseits der Summe meiner Rollen?“ (Meyer-Draue 1990).

Sieht man von den holzschnittartigen Vereinfachungen ab, dann liegen der Diskussion u.a. die folgenden Fragen zugrunde: Wieviel Auflösung verträgt der Mensch? Wieviel konflikthaft-paradoxe Entwicklungsaufgaben kann man ihm als Freiheitszumutung aufbürden? Wieviel Selbst- und Ichkonstanz muß er entwickeln, damit er sich nicht fremd wird in der Vielfalt seiner Rollen? Oder: zu wieviel mentaler und affektiver Beweglichkeit und, damit verbunden, Zensurschwäche muß er fähig sein, um den multiplen Realitäten gerecht zu werden, in denen er sich bewegt? Wie kann man eine Art leiblich fundiertes „Tiefenselbst“ denken, das sich in seiner Selbstreflexion nicht verliert bzw. das nicht zu fundamentalistischen Überzeugungen Zuflucht nehmen muß, um sich selbst zu setzen? Wie kann das heutzutage aussehen, „sich“ frei nach Kierkegaard selber zu wählen, d.h. eine „metaphysische“ Form der Identität gewinnen? Werden wir alle zu Miniaturexistentialisten, die, weil sie in die Freiheit geworfen sind, diese als ihre Aufgabe auf sich nehmen? Wo fängt die Illusion eines postmodernen, heroischen Selbst an, das nurmehr lächerlich wirkt, und wo benötigen wir die Illusion eines solchen ironisch gebrochenen, kleinen Demiurgen, um überleben zu können? Brauche ich solche Kategorien wie „wahres“ und „falsches Selbst“, um mir meiner inne zu werden, und wenn nicht, was für Bezeichnungen fallen mir ein, um einen inneren Referenzpunkt, Anker oder eine zumindest imaginäre Mitte zu erfahren?

Welche sozialisierenden Rahmenbedingungen benötigen wir unter Bedingungen der Postmoderne, um „Freude aus der Unsicherheit ziehen zu können“, bzw. zu dem werden zu können, was Böhme (1985) den „souveränen Menschen“ nennt, der das „sanfte“ gegenüber dem „starken“ Denken bevorzugt, der „Mut hat, sich seines eigenen Zweifels zu bedienen“, wodurch, so Beck (1994, 258), eine Art „ironischer Humanität des selbstbewußten Irrtums“ entsteht. Das Kernselbst des „kompetenten Säugling“ (Dornes 1993), ist es das leiblich-mentale Unterfutter für diesen „souveränen Menschen“ oder, um es etwas niedriger zu hängen, für einen hinreichend integrierten „Bastelbiographen“? Wenn ja, so bedarf es lebensweltlicher Bedingungen, von der die Soziologie meint, daß sie sich gerade aufzulösen beginnen. Die Säuglingsforschung war bislang Laborforschung, von einer sozialen Öffnung, ja soziologisch-politischen Weiterführung ist uns nichts bekannt (Beck-Gernsheim 1995). Sowohl das neu gewonnene Wissen über frühkindliche Entwicklung als auch die in der Diskussion sich befindlichen seriösen Identitätsmodelle sollten somit miteinander in Verbindung gebracht werden. Beides zusam-

men müßte mit der Analyse der materiellen und soziokulturellen Bedingungen der Erziehung verbunden werden, sollen die neuen Menschenbilder und die Idee des „kompetenten Säugling“ nicht zum Privileg einer Eindrittelgesellschaft der Arbeitsplatzbesitzer und Wohlstandsgesicherten werden.

Wir haben diese Fragen und Paradoxien entfaltet, um anzuzeigen, wie mehrdeutig und unsicherheitsbelastet die aktuelle Diskussion um zeitgemäße Identitätsmodelle geführt wird. Alle uns bekannten Theorieentwürfe, auch die, die wir für die Integrative Therapie favorisieren, müssen mit diesen Fragen und dieser Skepsis erörtert werden. Ob „patchwork-“ oder „Bastel-Identität“, ob „Risiko-“ oder „Drahtseilbiographie“, die Vielzahl der Bezeichnungen täuscht nicht darüber hinweg, daß wir noch sehr wenig wissen, woher die notwendigen „neuen“ sozialen Sicherungssysteme und Netzwerke kommen werden, die als zumindest zeitlich befristete „Sinnhütten“ Rahmen und Obdach bieten. Und wir wissen wenig darüber, wie die intrapsychischen und interaktionellen Anpassungsprozesse an die Verwerfungen des sozialen Wandels verlaufen werden. Gesichert ist aber, daß bei der Genese postmoderner Störungsbilder identitätsbezogene Balancekonflikte gegenüber klassischen Repressionskonflikten eine immer bedeutsamere Rolle spielen. Es geht somit vermehrt um selbstwertbezogene Anerkennungs- und Nichtanerkennungsprobleme, die die Alltagspragmatik der Menschen hinter deren Rücken steuern und die zum Inhalt ihrer therapiespezifischen Prozeßphantasien werden.

In dieser Situation entsteht für die Psychotherapie eine heikle Situation. Sie wird in noch stärkerem Maße als bisher mit den psychosozialen Kosten dieser Risikoentwicklung und mit Fragen nach identitätsbalancierenden Erfahrungsmöglichkeiten konfrontiert werden. Dabei weiß sie, so unsere These, eigentlich selbst nicht genau, wie sie mit dieser strukturell bedingten „neuen Unübersichtlichkeit“ und Ungewißheit umgehen soll. Hinzukommt des weiteren, daß sie mit einer ständig wachsenden Lebensstilindustrie konkurriert, die sich therapeutischer Wissensbestände bedient und sie marktförmig, in einer Art Flüssigkost, anbietet. Als weiteren Punkt läßt sich der verschärfte Verteilungskampf zwischen den therapeutischen Schulen um den gesundheitspolitischen Versorgungskuchen nennen. Im Kampf um Marktanteile ist schon mancher theoretisch-berufsethische Inhalt und Vorbehalt über Bord gegangen. Unsere Befürchtung ist, daß die therapeutische Zunft die mit dieser Situation verbundene Unsicherheit (Kontingenz) und Ambivalenz nicht aushält, sondern versucht ist, sich als machtvoller, gesellschaftlich notwendige Sinnagentur, eine Art psychoökologischer Gegenwelt, zu legitimieren. Eine andere Spielart wäre, wie eben erwähnt, eine zunehmende Anpas-

sung an das esoterisch-mediale Marktgeschehen. Zu beiden Varianten möchten wir im weiteren Stellung beziehen.

„Draußen erniedrigt, souverän in seiner eigenen Seele“, oder: Psychotherapie als Botschaft (Dahmer 1995)

Zunächst ein paar Allgemeinplätze: Psychotherapie ist schon lange Teil eines industriell organisierten Dienstleistungssystems, das helfen soll, den Zerfall traditioneller Strukturen sozialer Unterstützung durch professionell inszenierte Formen von Hilfe und Solidarität auszugleichen (Rauschenbach 1994). Darüber hinaus sind vor allem die tiefenpsychologisch orientierten Ansätze der Fundus, aus dem sich eine ganze Sinnindustrie in Gestalt des „Psychobooms“ und des „New Age“ bedient (Köhler-Weißker u.a.1993). Und was die Lage der Psychoanalyse anbelangt, so kommt der Vorwurf, daß sie als kassenfinanziertes Therapiebeamtentum ihren kulturkritischen Stachel verloren hat, aus den eigenen Reihen (Dahmer 1995).

Will man diesen Sachverhalt nicht nur zynisch konstatieren, sondern eine minimaletische Position zum Auftrag und zur Funktion der Psychotherapie unter den o.g. Bedingungen postmodernen sozialen Wandels entwickeln, dann werden uns zwei Fragen wichtig: Welche theoretisch-methodischen Konzepte weist die Integrative Therapie auf, die sie gegen eine unkritische Indienstnahme durch Marktmacht immunisieren? Oder: in welchen Teilen ihres Konzepts bedient sie unkritisch illusionäre Therapieerwartungen, d.h. sog. Prozeßphantasien der Klientel, die sich aus den oben ausgeführten risikanten Freiheiten und belasteten Lebenslagen ergeben. Wir wollen dies anhand einer Reihe von Stichwörtern abhandeln.

Psychotherapie als gesellschaftliche Gegenwart?

Die Bedeutung einer gesellschaftstheoretischen Einbindung der Integrativen Therapie wird von verschiedenen Autoren zu präzisieren versucht. Im „Tree of Science“ wird auf die gesellschaftstheoretische Einbettung des Verfahrens verwiesen (Petzold 1993, II, 457ff). Es gibt die korrespondenztheoretischen Arbeiten von Petzold (1993), die netzwerktheoretischen Modelle (1996), die Einbeziehung entfremdungstheoretischer Überlegungen im Rahmen der Krankheitstheorie (Petzold 1992) und in neuerer Zeit die Arbeiten zur sog. „Triplexreflexion“ (Petzold 1995), die auch diese Ausführungen beeinflusst hat. Danach sind wir bis in unsere psychisch-leibliche Binnenstruktur hinein vergesellschaftet. Wir können uns nur selbstreflexiv besser verstehen lernen, wenn wir anerkennen, daß jegliche Wesensbestimmung des Menschen von der gesellschaftlichen Lebensform und der

Zeit abhängig ist, in der sie erfolgt (*Boehme* 1994). Nimmt man diese Position ernst, dann kann man Therapie nicht ausschließlich als dialogische Begegnung konzipieren, will man nicht einer romantisierenden Illusion verfallen (*Heimannsberg* 1995). Therapie muß folglich als ein Ort verstanden werden, an dem immer auch ein Kampf um gesellschaftliche Anerkennung stattfindet. Danach entsteht Beziehung nur, wenn beide, Therapeut wie Klient, durch das Nadelöhr der Machtfrage gehen und aushalten, daß die Gesellschaft als imaginärer Dritter in Gestalt von Krankenkassen, Arbeitgebern und anderen Kontrollinstanzen dem intersubjektiven Austausch beiwohnen. So betrachtet verfällt die Integrative Therapie nicht jener humanistisch-psychologischen Tradition, der zufolge Psychotherapie ein letztes Soziotop, eine Art Refugium ist, in dem sich die Idee des herrschaftsfreien Dialogs bzw. das Konzept unverstellter Intersubjektivität leben läßt.

Die humanistische Tradition hat unseres Erachtens die bei *Freud* noch angelegte Skepsis gegenüber den Segnungen der Psychotherapie aufgegeben. *Freud* hat, ganz im Zeichen der Aufklärung, das neuzeitliche Ich auf jenen Thron gehoben, der im Zuge aufklärerischer Kritik an jeglicher Metaphysik verwaist war. Zugleich hat er jedoch darauf insistiert, daß dieses Ich zum einen nicht Herr im eigenen Haus ist und zum andern die Gesellschaft, bei aller Last, unausweichliches Schicksal der Person ist. Die humanistische Bewegung von *Perls* bis *Rogers* hat demgegenüber die Gesellschaft zum Feind und Gegenspieler der Person erklärt, die verhindert, daß diese eine „fully functioning person“ werden kann. In Anlehnung an *Rousseau* solle „das Selbst mit dem Mut zur Spontaneität das Lügengewebe der Gesellschaft zerreißen und dort draußen eine winzige Insel der Wahrheit schaffen“ (*Safranski* 1990, 19). Auch *Goodman* hat in seinen radikaldemokratischen Positionen für die Therapie nur den Ort einer subversiven, außerhalb jeglicher Institution angesiedelten Position vorgesehen. Diesen Auffassungen zufolge hat Psychotherapie die Aufgabe, einen zivilisationsverschütteten Kern in der Person durch Psychotherapie freizulegen bzw. gesellschaftliche Introjekte wie eine Art sozialen Schadstoff zu entsorgen. In dieser Sicht zieht sich das „verwundete Individuum“ aus der Kampflinie des gesellschaftlichen Alltags zurück, um die Erfahrung machen zu können, daß es über nicht vergesellschaftete, d.h. nicht entfremdete Selbstanteile verfügt (*Sperber* 1970).

Das gesellschaftspolitische Ressentiment dieser Ansätze ist eng verkoppelt mit einem klassisch romantischen, naturreligiösen Menschenbild. Der einzelne ist letztlich eine in kosmische Gestaltgesetze eingebundene Person – so z.B. *Rogers* –, die es gegen die gesellschaftlichen Entfremdungszwänge freizusetzen gilt. Von *Rogers'* (1981) naiv-undialektischem Gesellschaftsmodell zur „fast-food-Spirituali-

tät“ im Rahmen des New Age ist es nur ein Schritt. Für beide Positionen gibt es nur die binäre Schematisierung „knebelnde Gesellschaft hier – zu sich selbst findendes Subjekt da“, und als Befreiungsschlag wird die *unio mystica* mit dem Universum angestrebt. Es gibt allerdings mittlerweile neuere und ernstzunehmendere Versuche wie der von *Dreitzel* (1992), Gestalttherapie und sozialökologisches Handeln miteinander zu verbinden. Dennoch: auch bei ihm wird die ganze konzeptionelle Schwäche des gestalttheoretischen Ansatzes deutlich, wenn es darum geht, eine Sprache für die Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft zu finden. So muß *Dreitzel*, um einen Systembezug herstellen zu können, auf die biologistische Variante der Systemtheorie von *Varela* und *Maturana* zurückgreifen. Was er vermeidet, ist, es allen Recht machen zu wollen, indem er nicht der Versuchung erliegt, eine transpersonale Perspektive mit gesellschaftstheoretischen Überlegungen zu einem spirituell-politischen Mix zusammenzurühren. Dieser Trend greift im tiefenpsychologischen Lager um sich, was sich z.B. an der Attraktion holistischer Konzepte wie dem von *Wilber* (1984) zeigen ließe. In dieser Situation tut die Integrative Therapie unseres Erachtens gut daran, nicht in falsch verstandener Mehrperspektivität jene Geister zu beherbergen, die meinen, man müsse in Zeiten weltanschaulicher Pluralität und leerer Sinnhorizonte den Himmel über dem Klienten neu bestirnen. Dennoch glauben wir, sind die Verlockungen groß, aus dem Arsenal des Verfahrens die Sehnsucht nach einer neoromantischen Renaissance zu bedienen. Zu mächtig scheinen uns bisweilen die inhaltlichen Angebote, die einer Wiederverzauberung des Alltäglichen das Wort reden.

Psychotherapie und die Wiederverzauberung der Welt

Klinger macht in ihrer Schrift „Flucht, Trost, Revolte“ (1995) deutlich, daß dem Prozeß der Aufklärung von Beginn an eine kompensatorische Gegenbewegung eigen war. Subjektivität als Innenperspektive ist ohne aufklärerische Außenperspektive gar nicht denkbar. Was im Außen im Wege analytischer Vernunft zerlegt, unter Kontrolle gebracht und damit entzaubert wurde, durfte im Wege der Kunst und romantisch-idealistischer Philosophie gestalthaft, ganzheitlich wiederverzaubert werden. Die Psychotherapie ist die gesellschaftlich anerkannte Fortsetzung von Kunst und Philosophie mit andern Mitteln, in dem sie das Prinzip der ästhetisierenden Wahrnehmung und Gestaltung in das alltägliche Binnenerleben des Menschen hineinverlängert. Sie war in ihrer tiefenpsychologischen Tradition bis heute geneigt, den von Göttern und Mythen entleerten Innenraum des neuzeitlich-aufgeklärten Menschen mit neuen Bildern zu tapezieren

und träumerische Geschichten wie z.B. die folgende aus China zu erzählen:

„Sie erzählt von einem Maler, der alt geworden war und einsam über der Arbeit an einem einzigen Bilde. Schließlich wurde es doch fertig. Er lud die verbliebenen Freunde ein. Sie umstanden das Bild: Ein Park war darauf zu sehen, ein schmaler Weg zwischen Wiesen führte zu einem Haus auf der Anhöhe. Als die Freunde, fertig mit ihrem Urteil, sich dem Maler zuwenden wollen, ist der nicht mehr da. Sie blicken ins Bild: Dort geht er auf dem Weg die sanfte Anhöhe hinauf, öffnet die Tür des Hauses, steht einen Augenblick still, dreht sich um, lächelt, winkt noch einmal und verschwindet, sorgfältig die gemalte Türe hinter sich verschließend.

Der Maler verschwindet in seinem Bild wie in einem besseren Zuhause. Solche Einkehr bedeutet: Sich von den anderen trennen. Für die Zurückgebliebenen ist dieses Verschwinden eine Art Tod. Doch erzählt diese Geschichte von einer Heimkehr und einer Ankunft. Da aber aus der Perspektive der Zurückgebliebenen erzählt wird, gibt es für das Glück der Heimkehr keine Sprache. Allenfalls könnte man auf dieses Bild hinweisen und sagen: Seht her, in diesem Bild findet ihr die Sprache des Glücks.

Man könnte das Motiv der Unsagbarkeit fortspinnen: Nachdem der Maler in seinem Bild verschwindet, müßte nun auch das Bild selbst verschwinden. Zurück bleibt – eine Leere. Eine vollkommene Abwesenheit. Denken wir uns diesen Vorgang als ein Pulsieren, dann würde die Leere sich wieder mit dem Bild füllen, und am Ende träte der Maler aus dem Bild. – Was könnte er erzählen? Wie war es dort drin?

Solche Geschichten lassen eine Fülle ahnen und lassen uns doch im Leeren zurück. Sie raunen vom Geheimnis des Innenseins und vermitteln die Suggestion des wahren Lebens. Als wäre diese Wahrheit unsagbar, aber in ihrer Unsagbarkeit allem überlegen, was sich sagen läßt. Was hier lockt, ist eine dunkle, eine überschwengliche Weltlosigkeit, bei der man gleichzeitig das Gefühl hat, daß sie aus dem Herzen der Welt komme.“ (Safranski 1993, 11f)

–

Psychotherapie in ihrer tiefenpsychologischen Tradition hat es von Anbeginn an verstanden, die durch den Verlust religiöser Bezüge entstandenen Leerstellen zu besetzen. Alle Konzepte, von *Jungs* Archetypenlehre über *Winnicotts* Konzept des „wahren und falschen Selbst“ bis zur Selbstaktualisierungslehre *Rogers'*, kreisen um die verloren gegangene mystische Einheit der Person. Solche Art Psychotherapie will nichts davon wissen, daß diese „second hand“ Entwürfe einer inneren, ordnungsstiftenden Kernsubstanz der Person der Versuch sind, den Menschen erneut auf den Thron zu setzen. In der Neuzeit, so *Baumann* (1992), ist Gott vom Thron gestoßen worden; aber der Thron blieb unbeschädigt, er funkelt unwiderstehlich, und zwar um so heftiger, je unbehauster der Mensch in der äußeren Welt wurde. Je stärker die Außenwelt unter der physikalischen Machtergreifung des Menschen objektiviert wurde und darüber erkaltete, desto heftiger, drängender wurde der Versuch, im Wege der Innerlichkeit jene Heimat und Wahrheit zu finden, die wärmt. Versuchte die Psychoanalyse ihre selbstgelegten Eier vor allem in „Retrograd“ zu finden (*Pohlen, Bautz-Holzger* 1995), so verdampfte bei den humanistischen Ansätzen die Vergangenheit, und das Hier-und-Jetzt wurde, ganz postmodern, zum Ausgangspunkt einer nahezu linearen Wachstumskurve. Die postmoderne Philosophie der Traditionsver-

achtung und der Auffassung, Geschichte sei allenfalls gut als ästhetische Zitatensammlung, hier hat sie ihre psychotherapeutische Entsprechung. Und noch ein Querverweis auf die Verbindung von Psychotherapietradition und postmoderner Entwicklungslogik.

Die systemische Theoriebildung neigt bis heute dazu, die Innenperspektive und das subjektive Erleben der Person zugunsten der Systemgesetzmäßigkeiten, in die sie eingebunden ist, zu vernachlässigen, ja sie für irrelevant zu erklären (Buchholz 1990, 19f). Postmoderne Versuche, dem Subjektgedanken als Relikt eines veralteten Humanismus den Garaus zu machen, argumentieren ähnlich. Dieser Trend kulminierte in dem systemisch-konstruktivistischen Versuch, Macht als bloße semantische Konstruktion zum Verschwinden zu bringen (Deissler 1986). Indem man den Begriff der Macht nicht mehr denkt bzw. sie als „Wahrnehmungsbrille“ ablegt, verflüssigt sie sich, so die These, auch in den alltäglichen Beziehungen. Diese, man könnte meinen, der „Zen-Tradition“ entlehnte, quasimeditative Einstellung hinderte denselben Therapeuten jedoch nicht daran, hinter der Einwegscheibe im Gewande von Sozialingenieuren Veränderungsstrategien zu entwerfen. Dieser Widerspruch wird zwar mittlerweile als Kinderkrankheit des Verfahrens selbstkritisch eingestanden (v. Schlippe 1995), doch ist es nur eines von vielen Beispielen, wo Psychotherapie mit einer schwer begreifbaren Unbekümmertheit ihre konzeptionell-praktischen Planspiele mit Klienten betrieben haben, immer in dem guten Gewissen, auf der „gerechten Seite“ zu stehen.

Was mangels gesellschaftshistorischem Wissen häufig ausgeblendet wird, ist, daß Psychotherapie, eingebunden in die arbeitsteilige Kultur einer marktförmig organisierten, kapitalistischen Gesellschaft schon immer an den Schattenseiten des Modernisierungsprozesses teil hatte. Psychotherapie selbst ist eines der mächtigsten Instrumente neuzeitlicher Rationalisierung (Klinger 1995). Indem sie den Innenraum mit akribischer Neugierde zu erschließen begann, vollzog sie mit innerer Natur z.T. dieselbe Form der Kolonialisierung und Bemächtigungspolitik, wie dies die von ihr heftig attackierte analytische Vernunft mit äußerer Natur vollzog. Diesen Sachverhalt konnte sie sich selbst gegenüber verleugnen, weil sie ja damit beschäftigt war, dem Menschen das zurückzugeben, was er durch die Hybris instrumenteller Vernunft verspielt oder was ihm der entfremdende Zivilisationsprozeß an „*élan vital*“ raubte. Bis heute gefallen sich Teile der tiefenpsychologischen Zunft in dem Glauben, sie sei entweder der Ort, an dem das gesellschaftlich geknebelte Subjekt zu seinem eigentlichen Recht kommt, oder jener Raum, in dem die Sehnsucht nach verlorener Ganzheit und nach Heil-Sein Gehör findet. Diese Illusion einer Heimkehr zum Ursprung verbindet beide, Therapeut und Klient, auch im Geheimnis der Zugehörigkeit zu einer inneren Welt des „Wahren“ gegenüber der Falschheit der (äußeren) Welt (Pohlen,

Bautz-Holzherr 1995, 109). Dieser weltlich gewendete religiöse Zungenschlag ist noch vielfach zu finden. Zur Illustration seien auszugsweise ein paar „workshop“-Ankündigungen zitiert:

- „Heilung als Wiederganzwerdung des Erlebens; die Entwicklung des menschlichen Bewußtseins aus dem Stadium der Unbewußtheit über die Bewußtheit zum Überbewußtsein; Metapher für die Herstellung heilungsfördernder Atmosphären: Boden, Raum, Mitte, Verbindung, die Bezogenheit ganzheitlicher Therapie auf die Ganzheit des Seins.“
- „Grenz-, Kontakt-Stütze: Heilung und wunde Schwingungen des Selbst erspüren mit dem Medium Klang. Über das Medium Klang können wir zu einer präziseren und verlässlicheren Selbst-Wahrnehmung – im Sinne einer Standortbestimmung – kommen. Es gilt, auf der Suche nach authentischer Selbst-Schwingung aufmerksam und achtsam zu hören, auf eigene innere Botschaften und Klangbotschaften der anderen.“
- „Das Kind in uns – Begegnung mit dem inneren Kind. ... Der liebevolle Umgang mit dem verletzten oder vernachlässigten Kind in uns kann alte Wunden heilen und uns einen neuen Zugang zu neuen Verhaltens- und Seinsweisen eröffnen.“

„Ton, Farbe, Bewegung, Methodenvielfalt; auf der Suche nach Kraft, Licht und Rhythmus in ihrem Wechselspiel.“ Oder: „Ganzwerden mit Musik und Bewegung. Mit Hilfe von Bewegung und Stimme stimmig werden“. Oder: „Alles Leben ist Tanz, Binden, Verdichten, Lösen, Suchen, Binden“ usw. Das klingt, man möge das verzeihen, als wenn der „Kongreß“ tanzt, allerdings, so scheint es, ist es ein „Tanz um das goldene Selbst“ (Beck, Beck-Gernsheim 1990). Diese Beispiele sind unseres Erachtens keine semantischen Unfälle, sondern verweisen auf einen falsch verstandenen Integrationsgedanken.

Psychotherapie und die Metapher der Integration

Der Begriff *Integration* leitet sich aus dem Lateinischen „*integer*“ ab, was soviel bedeutet wie ganz, vollständig, unverletzt. So verstandene Integration gerät aus der Perspektive einer dekonstruktivistischen Kritik unter den Verdacht des Totalitäts- und Ganzheitlichkeitsdenkens (Lyotard 1986). Sie ist, begriffsgeschichtlich betrachtet, ein schwieriges Konzept, weil mit ihr eine fatale Geschichte herrschaftsförmiger Uniformierung des Denkens, ja ein imperialer Gestus von Erkenntnis verbunden ist.

Nun hat Petzold eine Reihe von theoretischen Klärungsversuchen unternommen, in denen er auf die Vergangenheit dieses Konzepts verweist und es semantisch neu verortet (Petzold 1993, II, 927ff). Er greift die o.g. Kritik auf und entwickelt einen Integrationsgedanken, der Einheit nur noch als virtuelle, prinzipiell offene und stets vorläufige Erkenntnismetapher verwendet (Petzold 1993, 397). Integration, das ist eine ständige Suchbewegung, ein Vermessen geistiger Landschaftsskizzen, die darauf verzichtet, zu endgültigen Synthesen zu

kommen. Vielleicht ist *Petzold* da noch modern im Sinne von *Adorno*, wo er Erkenntnis noch nicht als ethikfreies, ästhetisierendes Experimentieren betreibt und noch an eine Art Versöhnung im Denken glaubt, wie sie letzterer in der Negativen Dialektik beschreibt: „Der versöhnte Zustand annektierte nicht mit philosophischem Imperialismus das Fremde, sondern hätte sein Glück daran, daß es in der gewährten Nähe das Ferne und Verschiedene bleibt, jenseits des Heterogenen wie des Eigenen“ (*Adorno* 1975, 192). *Petzolds* Integrationsbemühen pendelt, so unser Eindruck, zwischen einer „kritischen Ganzheits-Melancholie und postmodernem Vielheitsinteresse“ (*Welsch* 1988, 175). Sein Versuch, den Integrationsgedanken zu bewahren, erscheint uns deshalb schlüssig, weil „die Entwicklung unseres Wissens einem Trend zur Partikularisierung und Spezialisierung unterliegt, den man wegen des Verlustes der Gesamtperspektive nur noch als katastrophal bezeichnen kann“ (*Schulze* 1994, 128). Doch dieser Gedanke der Synopse und der mehrperspektivischen Zusammenschau (*Petzold* 1993, 91ff) erfordert, weil immer nur provisorisch, den Mut zur Lückenhaftigkeit des Wissens. Er konfrontiert ständig mit Komplexität und vertreibt den Menschen immer wieder aus den ihm vertrauten Sinn- und Denkprovinzen. Diese Arbeit des „fehlerfreundlichen“ Denkens, diese permanente Skepsis in eigener Sache strengt an. So vermag manch einer diese schmerzhaft-unsicherheitsbelastete Ambivalenz nicht zu halten und verfällt im Zeichen postmoderner, metaphysischer Obdachlosigkeit der Sehnsucht nach Einkehr und der Suche nach einer neuen „falschen“ Einheit des Denkens.

Uns geht es darum, immer wieder vor der Aura, den impliziten Konnotationen, der „stummen Musik“ dieser Metapher der Integration zu warnen, so wie es uns in den o.g. Seminarankündigung entgegen klingt. Sie kann mit Bedeutungsvalenzen aufgeladen werden, die zutiefst die Wünsche, Sehnsüchte und Grandiositätsvorstellungen von Menschen anspricht, die im Zeitalter postmoderner metaphysischer Unbehaustheit nach einem Sinndach suchen. Wenn nicht deutlich wird, wie sehr Integration im o.g. Sinn ein stets vorläufiger, immer der Kritik zu unterziehender konflikthafter Prozeß ist, der heutzutage eigentlich nur im Sinne einer Integration mittlerer Reichweite zu verstehen ist, dann wird der Begriff zu seinen Rändern hin völlig unscharf. Integration muß ständig mit dem Gegenbegriff der Differenz, des Nicht-Integrierbaren und Nicht-Verstehbaren, der Grenze zusammengesehen werden. Wird das ausgeblendet, dann bekommt man konfliktgeglättete, scheinbar schmerzfreie Seminarplacebos verabreicht. Integration heißt doch nicht, bedingungslos versöhnen und vermitteln wollen, was nicht zu versöhnen ist. Im Zeitalter des „anything goes“, des „das kann doch nicht alles gewesen sein ...“ und einer alle verfügbaren Archive plündernden Zitierwut,

muß besonders stark auf die Grenzen der Integrierbarkeit hingewiesen werden. Der nach wie vor boomende freie Seminarmarkt arbeitet doch weitgehend mit jener Mixtur aus traditionell apostolischer Einführung, expressiv-kathartischem Kick und einem Schuß Animation. D.h. alles wird verrührt: Glauben, Philosophie, Therapie, Beratung und eben Unterhaltung.

Genau davon grenzen wir uns ab, weil Integrative Therapie zu entwerfen für uns bedeutet, eine theoriegeleitete und empirisch fundierte Form der Integration zu betreiben. Danach gibt es, um es zu wiederholen, nur vorläufige Synthesen, die schon morgen wieder empirisch-theoretisch in Frage gestellt werden müssen. *Petzold* verbindet den Begriff nicht umsonst mit *Heraklits* Metapher des „alles fließt“ (*Petzold* 1993, I, 413); d.h. Korrespondenzprozesse, die zu integrierenden Perspektivverknüpfungen führen, sind ihrem Wesen nach völlig offen. Integration ist also, bei aller Korrespondenz, auch ein Kampfbegriff, d.h. sie muß im offenen, fairen Streit erarbeitet werden. Dies benötigt eine Institutöffentlichkeit, die diesem gegenseitigen Kampf um Anerkennung der jeweiligen theoretischen Meinung Raum gibt, sich zu entfalten. Das Korrespondenzmodell dient in diesem Sinne als eine Art diskursiver Kontrollmechanismus, der verhindern soll, daß per Definitionsmacht gesagt wird, was die „reine Lehre“ ist. Der Satz „there is no end of integration“ kann dabei als Leitprinzip verstanden werden, wenn damit zugleich gesagt wird, daß Integration Zeit braucht, Integriertes zu verdauen, konzeptionell zu assimilieren und Vorhandenes selbstkritisch zu verändern, zu akkommodieren. Das Verfahren sollte sich jetzt eher von der konzeptionellen Tiefe her weiterentwickeln und nicht mehr in die Breite gehen. Und damit wären wir als einem letzten Stichwort beim Begriff der Tiefe angelangt, das wir hier mit dem schillernden Konzept der Authentizität und der Intersubjektivität in Verbindung bringen und mit ein paar Anmerkungen versehen wollen.

Authentizität und Intersubjektivität: Neuzeitliche Normen erlebnisrationalen Handelns und/oder sozialpsychologische Konstruktionen

Der von *Sennett* (1986) vor Jahren kritisierte „Terror der Intimität“ bezieht sich u.a. auf die Tatsache, daß die modernen, erlebnisorientierten Psychotherapien zusehends zu neuzeitlichen, postreligiösen Norminstanzen geworden sind (*Bellah* 1987). Danach beeinflussen Psychotherapiepraktiken und die ihnen zugrunde liegenden Menschenbildannahmen die Innensteuerung von Menschen bisweilen ähnlich repressiv wie jene voraufklärerischen Glaubensartikel, von

denen sich zu distanzieren Psychotherapie eine wesentliche Hilfe war und ist. Diese meinungs- und normbildende Macht psychotherapeutischer Tradition ist möglich geworden, weil letztere aufgrund fehlender Ideologiekritik in eigener Sache dazu tendiert, sich selbst zu „wörtlich“ zu nehmen. Authentizität, Selbstverantwortung, Autonomie, Intersubjektivität etc. sind zunächst einmal Metaphern, theorie-sprachliche Menukarten, die jedoch zusehends mit dem Essen selbst verwechselt wurden (Buchholz 1993). Weil sie bislang kaum einer Metaphernanalyse unterzogen wurden, nisten sie sich im Erleben der Beteiligten als fast stofflich-substantiell erfahrene Realitäten und Bewertungsmaßstäbe ein, was, wie eben erwähnt, vergessen macht, daß die Landkarte nicht das Gelände ist.

Innenweltdifferenzierung contra Innenweltsteigerung

Die neuzeitliche Innenorientierung der Menschen wird aus soziologischer Sicht als Paradigmenwechsel von einem außen- und produktorientierten zu einem innen- und erlebnisorientierten Denken beschrieben (Schulze 1994). Handlungs-, objekt- und situationsbezogene Rationalität wird durch Erlebnissrationalität ersetzt. Wir unterstellen, daß vor allem die tiefenpsychologische Tradition bei dieser Entwicklung Pate gestanden hat. Bei aller emanzipatorischen Funktion, die einer angemessenen emotionalen Innenorientierung und Selbstreflexivität zweifelsfrei zukommt, ist es unerlässlich, sich der Schattenseite dieser Form der Erlebnissrationalität zu vergewissern. Erlebnissrationales Handeln nimmt alles, sei es ein Parfüm, ein Auto oder eben den Gesprächspartner, als Mittel zur Innensteuerung (Schulze 1994, 109f). Man wählt zwischen Waren und Menschen, um sich gefühlsmäßig zu optimieren. Frühere Produktqualitäten wie Nutzen, Qualität und Reichtum (Quantität) werden zu innenorientierten Erlebnisgrößen, d.h. statt der Frage: „Was will ich haben?“ dominiert die Frage: „Wie will ich sein?“, oder statt der Frage: „Welchen Nutzen hat der Gegenstand“ wird gefragt: „Wie erlebe und fühle ich mich damit?“ Dabei wird das traditionelle Muster der Habens-Steigerung, nach innen verlegt, zur Seins-Steigerung: „Je mehr Erlebnismittel (Fernsehprogramme, Urlaubssituationen, Kleider, Partner, Workshops etc.) wir uns aneignen, desto reicher wird unser Innenerleben“ (Schulze 1994, 116). Nein, so vermutlich der Einwand der erlebnistherapeutischen Zunft, das haben wir nicht gemeint, als es uns um die Verfeinerung der Awareness, die Wiederbelebung der Sinne, das Vermitteln von „peak-experiences“, um „das Berühren aus Berührt-Sein“ oder um die „biosynthetisch ermöglichte Befreiung von Lebensenergie“ (Boadella 1991) ging. Im Gegenteil: Authentisch sein, mit sich selbst kongruent werden, „bezogen sein“,

das dient – ja was?, nicht der Seins-Steigerung? Was ist denn dann mit Wachstum gemeint, wenn nicht eine reichhaltigere und intensivere Kontakt- und Selbstregulationsfähigkeit, eine nicht-narzißtische Form der Selbstbezüglichkeit, die sich selbst genießt, natürlich im Kontakt mit dem Andern. In diesem Wachstumskonzept sind dann ideologische Webfehler enthalten, wenn es undialektisch die Erfahrung der Fülle gegen die des Verzichts, des Schmerzes, der Ungewißheit und der Angst setzt (*Gronemeyer* 1993). Unter der Hand gleicht sich ein solches innerseelisches Wachstumsmodell dem linearen Fortschrittsdenken der technisch-ökonomischen Vernunft an. Der Versuch, es zu leben, ist suchterzeugend, denn eine hinreichend gelingende Innenweltorganisation und Identitätsbildung folgt einer anderen Logik wie die der Habenssteigerung.

In der Integrativen Therapie gehen wir vom Konzept der Innenweltdifferenzierung statt von einem Modell des Innenweltwachstums aus. Bei ersterer führt weniger zu mehr, bzw. aus permanenter Verdichtung und Intensivierung resultiert eher Erlebnisverarmung. Erlebnisdifferenzierung ist das Ergebnis dialektischer Formen der Erfahrungsverarbeitung. Bei ihr geht es um die stets konflikthafte Balance von Ressource und Defizit, von Erweiterung und Begrenzung, von Anpassung und A-Sozialität, von Freude und Schmerz, von Kontakt und Grenze, von Macht und Ohnmacht etc. D.h. keine Erfahrungsqualität ist ohne die andere zu haben. Innenweltsteigerung als erlebnisrationales Handeln ist hingegen ein Bewältigungsmechanismus postmoderner Menschen, um die zunehmende existentielle Orientierungsnot und das Leereerleben zu übertönen oder zu kompensieren. In letzter Konsequenz disponiert es zu suchtförmigem Erleben und Handeln, weil es u.a. keine Ambivalenz- und Konflikttoleranzen zu entwickeln erlaubt. Dieses Modell der Erfahrungsbildung beruht auf der Ent-Dialektisierung und Ent-Zeitlichung von Erfahrung und sitzt damit in der Falle des: „Was ich will, das habe ich nicht, und was ich hab, das will ich nicht.“ Mit Hilfe eines entdialektisierenden Modus des Denkens, Erlebens und Handelns hofft der einzelne, er fände im Innen etwas so konkret Kerniges, Widerständiges, das so unbeeinflussbar und eindeutig ist wie das Verhalten eines Werkstoffes unter bestimmten Belastungen. Die Metapher der Authentizität z.B. könnte so etwas versprechen. Trennt sie doch den Rollen- oder Fassadenmenschen vom „wahren, kongruenten Menschen“. Letzterer wäre das innere „Flüssigstahl“, das zwar formbar, aber letztlich Halt und damit Orientierung im postmodernen Durcheinander vermittelt.

Das Gefühlsparadigma der humanistischen Tradition enthielt die Unterstellung, daß das gelebte Gefühl den in der Moderne so nötigen inneren Kreiselkompaß und Orientierungssinn beherbergt. Gefühle wurden, ganz in der Tradition des romantisierenden Bürgertums (*Goethe, Rousseau*), zur geschichtslosen „ewig menschlichen Stimme

des Herzens (= der Natur)“ verallgemeinert, in denen sich das Wahre hinter der bürgerlichen Fassade der Künstlichkeit und Entfremdung aufbewahrt findet (Bruder 1993, 167f). Diesen weltlichen und transzendentalen Sinn, diese im Leib verschlossene Wahrheit gilt es therapeutisch zu „bergen“.

Von daher die Endlosschleifen im Focusing, die Kongruenz- und Echtheitsphilosophie der klientenzentrierten Gesprächsführung oder das gestalttherapeutische Ritual, das „Gefühl sprechen zu lassen“. Mißlingt diese Wahrheitsfindung und obsiegt das Fassadenmanagement in der Arbeit des Lebens, ist Krankheit die Folge. Im schlimmstmöglichen Fall führt ein solches Denkmodell zu der psychosomatischen Formel: „Krebs, das ist gleichbedeutend mit innerer Lebensführungsschuld.“ Es gibt eine weite Grauzone zwischen den seriösen erlebnistherapeutischen Verfahren und ihrer Rezeption durch die neue Esoterik, in der diese Art des psychosomatischen Kausalitätsdenkens mehr oder minder vorkommen. Sie sind ein besonders fatales Beispiel für die Deutungsmacht einer sich selbst gegenüber erkenntniskritisch blinden Psychotherapie. Diese Art Kausalitätsdenken übersieht zum einen die Tatsache, daß psychosomatische Prozesse in einer Weise vielfach determiniert sind, daß der subjektiv-psychodynamische Anteil immer nur eine unter vielen wirksamen Bedingungen darstellt. Zum andern entgeht ihm der Sachverhalt, daß Erlebnis- und Affektorientierung bzw. jegliche Selbstbezüglichkeit ein paradoxes, sozial vermitteltes und historisches Unterfangen ist.

Gefühl und Selbst-Bezüglichkeit als Ergebnis von sozial geprägten Konstruktionsprozessen

Unser aller Binnenerleben ist reflexiv, durch die Brillen unserer inneren strukturellen Wissensbestände gebrochen, und: Gefühle sind zutiefst historisch-sozial geprägte innere Bewertungsprozesse der Menschen. „Jede Epoche ist durch ihre dominierenden Gefühle ausgezeichnet. Die Gefühlswelt wird von der jeweiligen Aufgabe gestaltet, darin zeigt sich das historisch jeweils dominante Lebensform-Modell; aber diese Gestaltung erfolgte nie direkt, sondern durch Vermittlung von Gefühlsvorschriften, Gefühlsnormen, die das zur Erfüllung der Aufgaben erforderliche Gefühlsverhalten regulieren“ (Bruder 1993, 168). Psychotherapie ist eine der machtvollsten gesellschaftlichen Instanzen zur Verregelung und Herstellung von sozial „angemessenen Gefühlen“.

Der hermeneutisch-konstruktivistische Ansatz der Integrativen Therapie ermöglicht es uns, diesem erkenntniskritischen wie sozial-historischen Sachverhalt Rechnung zu tragen. Danach ist die Vorstel-

lung, wir könnten uns selbst im Erleben, z.B. mittels reiner Awareness inne werden, illusionär. Dieser Glaube verdankt sich, wie eben erwähnt, einer wissenschaftstheoretisch naiven Phänomenologie, die die Gestalttherapie bis in die neuere Zeit vertrat. Wir nehmen eigentlich ständig das in uns wahr, was unsere lebensgeschichtlich entwickelten Skriptstrukturen uns zu sehen erlauben. „Etwas sein zu wollen ist ein Projekt der Selbstreflexion. Man besteigt einen Hochsitz und betrachtet durch das Fernglas eine Waldwiese, auf der man sein Selbst zu entdecken hofft wie ein scheues Reh. Aber der Gegenstand der Beobachtung ist nicht unabhängig vom Beobachtenden“ (Schulze 1994, 112). Wir meinen, unsere Bedürfnisse mittels immer verfeinerter Binnenwahrnehmung ermitteln zu können, und projizieren doch nur sozial gelernte Schemata des Fühlens in jenen dunklen Raum, den wir „Ich“ nennen. Was wir dort an sog. „Mitte“, „Zentrum“ etc. zu finden meinen, erzeugen wir selbst, was wir „fühlen“ auch. Das Innen und die Welt der Gefühle, werden sie nicht ständig im Außen, in der Situation, im Gegenüber und seinen Reaktionen verankert, werden zu Treibsand, auf dem das, was zu finden erhofft wird, sich um so mehr entzieht, je drängender wir suchen?

Gefühle zum „Sprechen“ zu bringen geht nur über das Verstehen der sie steuernden internalen Wissenbestände, den narrativen Strukturen. Die szenisch-hermeneutische Verstehenslehre, mittels derer wir die inneren Konstruktionsprinzipien des Erlebens hypothetisch erschließen, bedarf nun der Erweiterung um die soziale, lebensweltliche Dimension. Dies ist deshalb notwendig, weil wir von den Skripts nur das verstehen, was uns unsere Theorie des Verstehens erlaubt. Und diese bezieht sich im Falle der Tiefenhermeneutik bislang nur auf biographische Wissensbestände. Blendet man die gesellschaftlich-lebensweltliche und sozialhistorische Dimension aus, dann kommt es zu analytischen Auffassungen wie der, daß sich letztlich im Innen der Person alles Gesellschaftliche auf Vater, Mutter und Kind reduziert, oder eben, daß Gefühle zeitlose Schicksalsmächte und Atmosphären sind. Der von Metzmacher & Zaepfel formulierte Ansatz eines sozialen Sinnverstehens versucht, diesem Mangel Rechnung zu tragen. Er verwendet u.a. Modelle des sozialen Konstruktivismus und versucht, in einem ersten Schritt auszuformulieren, was in Petzolds Theorie der Triplexreflexion (Petzold 1995, 266) vorgedacht ist. Mit diesem Ansatz ist es nun auch möglich, eine allzu konkretistische Auffassung von Intersubjektivität zu kritisieren.

„Falsch“ verstandene Intersubjektivität, oder: wie praktizierte Zwischenmenschlichkeit „soziale Kälte“ erzeugt

Die Philosophie der Beziehung besagt, daß das „Grundwort Ich-Du“ die „Wiege des Lebens ist“, ja daß „Selbstsein und In-Kommunikation-Sein untrennbar miteinander verbunden sind“ (Habermas 1995). Dieses Konzept wird z.T. als letzte Bastion gegen einen technokratischen, „maschinellen Humanismus“ verwendet, doch sei vor einer unkritischen Idealisierung und quasireligiösen Verklärung gewarnt. Allzu rasch wird Beziehung mit dem Odium des „Natürlichen“ gegenüber dem bloß „Künstlichen“, dem „Organischen“ gegenüber dem „willkürlich Erfundenen“ versehen. Wenn man den Beziehungsprozeß dergestalt veredelt, verliert der Begriff seine dialektische Spannung, und man gerät leichter in Versuchung, in ihm etwas „Letztes“ zu entdecken, in dem wir Heimat finden bzw. Einkehr halten können. Es ist zu befürchten, daß das Konzept in dem Maße mit nahezu magischer Bedeutung versehen wird, wie der o.g. Trend sich verstärkt, d.h. daß technikförmige und ökonomieähnliche Beziehungsmuster überhand nehmen. Unversehens könnte es es darüber zu einer Art Wiederverzauberungsmetapher werden, die mit sozialer „Wärme“ gegenüber lebensweltlicher „Kälte“ gleichgesetzt wird. Um es vor diesem märchenhaften Odium zu schützen, bedarf es einer Einstellung, wie sie z.B. bei Adorno nachzulesen ist: „Die Aufforderung, den Menschen mehr Wärme zu geben, dreht die Wärme künstlich an und negiert sie dadurch.“ Adorno fordert, daß man der Kälte zum Bewußtsein ihrer selbst, der Gründe, warum sie wurde, verhelfen muß, um nicht im Gewande der wärmenden Hilfe die Menschen noch einmal zu betrügen (Adorno 1993). Wie dies geschieht, zeigt z.B. Gruschka (1994) in einer Reihe von Mikroanalysen pädagogischer Prozesse. Er weist in seinen „Kältestudien“ nach, daß es gerade emanzipatorische Pädagogik ist, die, blind sich selbst gegenüber, wie der Wolf im Schafspelz agiert. Pädagogen, die zutiefst überzeugt sind von der Redlichkeit ihrer kritisch-aufklärerischen Moral, sehen häufig nicht, wie sie, kaum angreifbar durch die Lernenden, scheinbar mündigmachende Lernangebote mit feinsten Unterwerfungsritualen versehen. Die darin eingebauten Beziehungsfallen oder „double-binds“ sind metakommunikativ um einiges schwerer aufzulösen wie im Falle traditionellen Autoritätsgebahrens. Die unkritische Identifikation mit solch schwer angreifbaren Leitwerten wie z.B. Intersubjektivität führt bisweilen zu einer Art „falschem Idealismus“, d.h. „die Art, wie der Praktiker von den Begriffen Gebrauch macht, führt zu einer Täuschung über die Wirklichkeit. Sie sollen erlauben, das Gute vom Schlechten zu unterscheiden, aber sie erklären nicht, wie es kommt, daß das Gute schlecht wird“ (Gruschka 1994,

18). Die Feinanalyse therapeutischer Beziehungsprozesse, so glauben wir, würde deutlich machen, in welcher Weise therapeutisch-kommunikative Beziehungsangebote eben jene subtilen Formen der Gängelung und Entmündigung im Gewande einer empathisch-zugewandten Grundhaltung transportieren. „Kälte“ entsteht u.a. durch die Abwehr von ausbildungsbezogenen Grundwidersprüchen und Paradoxien. Ein Grundwiderspruch besteht zwischen dem Leitprinzip intersubjektiven Handelns und der Tatsache, daß tiefenpsychologische Ausbildung das Moment der regressivierenden Abhängigkeit voraussetzt. Praktizierte Intersubjektivität, die sich vor allem vom Nähepol her definiert und gar „Beziehungsfähigkeit“ herstellen möchte, ist leicht verführt, die Dialektik der Macht auszublenden, die im scheinbar Guten, Stützenden, „Nährenden“ enthalten ist. Therapeutische „Kälte“ tritt somit in subtiler Vermittlung auf: im Gewande einer Abwehr der Kälte, in der Konstruktion einer Norm nicht-kalten Umgangs mit dem Klienten. Das Prinzip angewandter Zwischenmenschlichkeit bedarf somit der Fähigkeit, sich angesichts der Not des Anderen auch „kalt“ machen zu können, um die in der Not und im Unterstützungsangebot des Therapeuten enthaltene Mißbrauchs- und „Täterseite“ sehen zu können. Eine unbalancierte Form der Empathie und des Kontakts blockiert gerade jene aggressiv-destruktiven Impulse des Klienten, die sich gegen den Therapeuten und dessen Neigung zur omnipotenten „Wärmeerzeugung“ und einer fesselnden Form von „Bezogenheit“ richtet.

Die in den letzten Jahren geführte Mißbrauchsdebatte wurde z.T. deshalb mißbräuchlich geführt, weil die Ambivalenz und latente Kälte einer empathisch-intersubjektiven Praxis nicht ideologiekritisch offengelegt werden konnte. Die z. T. unsägliche Personalisierung des Diskurses ist nur die Fortsetzung dieser Praxis. Man schlägt den Esel, nur um sich nicht selbst darüber klar werden zu müssen, wie gerade eine Form der Psychotherapie, die unkritisch eine „nicht-mißbräuchliche Praxis“ propagiert, die darin liegenden Widersprüche verleugnen muß. Mit dieser abgewehrten Allmachtsattitüde erzeugt sie aber, wie eben ausgeführt, jene Art sozialer Kälte, die „wärmer“ zu machen sie auf ihre Fahnen schreibt.

Eng verbunden mit einer ideologiekritischen Selbstaufklärung des Begriffs der Intersubjektivität ist nun der Versuch, das Konzept der Beziehung sozialkonstruktivistisch zu verstehen.

Der Beziehungs- als Konstruktionsprozeß bzw.: „Was wird aus der Theorie der Übertragung“?

Das Beziehungskonzept ist in der Integrativen Therapie eine Schlüsselmetapher für Veränderungsprozesse, weil unterstellt wird,

daß Beziehung heilt. So wird formuliert: „Wo Übertragung ist, soll Beziehung werden.“ Nun haben wir weiter oben ausgeführt, daß nahezu alle Qualitäten kommunikativen Handelns von Konstruktionsprozessen durchsetzt sind, und wir gehen in unserem Ansatz ja auch von einem sozialhermeneutischen Sinnmodell aus. Danach können wir den Vorgang des „Heilens“ mit Veränderungen an den verinnerlichten Beziehungsskripts übersetzen. D.h. es sind unsere inneren Arbeitsmodelle bezüglich Nähe-Distanz, Sicherheit und Autonomien etc., die, neu konstruiert, uns veränderte Beziehungserfahrungen ermöglichen. Dieses sozialkonstruktivistische Verständnis von Beziehungsprozessen führt nun zu der Frage, wie wir eigentlich noch auseinander halten können, wann Beziehung anfängt und Übertragung aufhört. Das weiter oben skizzierte Ausdrucksdilemma läßt sich auch als Beziehungsdilemma formulieren. Wenn wir unterstellen, daß jegliches interaktionelle Verhalten im Lichte internaler Beziehungsskripts wahrgenommen, bewertet und entworfen wird, dann enthält jede Kommunikation stets mehrere Botschaften und Bedeutungsebenen, die nahezu immer unterschiedlich stark dosierte Paradoxien aufweisen. Das „als ob“ der Übertragung ist somit immer vorhanden, jedoch mehr oder weniger explizit. Berücksichtigt man die konstruktivistische Dimension verstärkt, dann ist man eher dagegengefeilt, scheinbar zu „wissen“, was denn Beziehung ist. Möglicherweise verzichtet man dann auf die bisweilen seltsame Frage, „ob man noch im Kontakt sei“, und versucht statt dessen gemeinsam zu erarbeiten, welche aktuellen Skriptanteile gerade „aktiv“ sind bzw. in welcher Weise sich die Interaktionspartner ausphantasieren, welche Bilder sie voneinander konstruieren etc. Beziehungsfähigkeit erscheint, so betrachtet, als eine höchst kontextabhängige Kompetenz. Von daher ist es wichtig herauszufinden, welche für den Klienten lebensweltlich relevanten Beziehungsskripts ihm eine bessere Auseinandersetzung- und eine erhöhte Anschlußfähigkeit an seine sozialen Lebensstilnischen ermöglichen. Die Formulierung allgemeiner Dimensionen von Beziehungskompetenz unter Bedingungen postmoderner Vielfalt ist, so meinen wir, fast ein Widerspruch in sich. Man kann allenfalls heuristische Empfehlungen geben, sog. Such- und Konstruktionsstrategien, mit deren Hilfe man sich möglichst flexibel in unterschiedlichsten Lebenswelten interaktionell zu orientieren vermag.

Damit kommen wir zu ein paar abschließenden Betrachtungen, in denen wir knapp die für uns hilfreichen Handwerkzeuge und Einstellungen umreißen, die uns helfen, dem Bandwurm der Macht bis in die Verästelungen unseres methodischen Handelns hinein zu folgen. Dabei, das sei noch angemerkt, geht es uns grundsätzlich wie in der Geschichte vom „Hasen und dem Igel“ ...

„Gehen ohne Grund“ mittels eines „hinreichend guten inneren Supervisors“

Therapietheorien dienen immer auch der Begriffspolitik; d.h. um sich im Feld der Gesundheitsversorgung Marktanteile zu sichern, bedarf es des Marketings. Die theoretische Selbstdarstellung einer Schule und die methodenkritische Entwertung des konkurrierenden Verfahrens dient immer auch diesem Zweck. Theoriebildung ist des weiteren immer auch mögliches Herrschaftsinstrument, weil sie schulen- und institutsinterne Definitionsmacht verleiht. Mit Theorie wird stets, man mag sie noch so kritisch betrachten, vermeintliche Wahrheit und Weisheit assoziiert. Um so wichtiger ist es, im Prozeß der Ausbildung selbst die Theorieinhalte von ihrem „heimlichen“ ideologischen Ballast und ihren illusionären Größenanteilen zu entschlacken. Die Ausbildung selbst enthält ein sog. „verborgenes (hidden) Curriculum“, d.h. jede noch so gut gemeinte Ausbildungssozialisation ist von machtförmigen Abwehrvorgängen unterlegt, die die mannigfaltigen Widersprüche zwischen Theorie und Praxis der Ausbildung der Wahrnehmung entziehen. Alle Maßnahmen der Ausbildungsinstitution, die der Loyalitätssicherung und der Überzeugung ihrer Mitglieder dienen, sind davon durchsetzt. Das ist kein böser Wille, sondern „naturwüchsiger“ Bestandteil verregelter Ausbildungsprozesse, die folgenden Widerspruch zu handhaben versuchen: Wie kann ein mündiger Ausbildungskandidat durch den Prozeß der Abhängigkeit hindurch zur professionellen Autonomie gelangen? (Petzold 1994, 479ff). Ideologiekritik in eigener Sache dient folglich der emanzipatorischen Bewältigung dieser Ausbildungsparadoxie.

Um dies zu ermöglichen, bedarf es einer Institutsöffentlichkeit, die zum einen nach Art des therapeutischen Möglichkeitsraums organisiert ist und in der zugleich ein wechselseitiger Kampf um Anerkennung stattfinden kann. D.h. der Raum der Selbsterfahrung muß mit einem Raum kritischer Gegenöffentlichkeit gekoppelt sein, in dem ausbildungsimmanente Abhängigkeiten und institutsinterner Machtmißbrauch ein Gegengewicht, ja eine Kontrollinstanz vorfinden. „Die Befreiung aus ausbildungsnotwendiger Unmündigkeit“ – frei nach Kant – ist nur zu erreichen, wenn ich als Ausbildungskandidat die Erfahrung mache, daß ich im Ausbildungsprozeß immer beides bin: Lernender und mündiges Subjekt. Hierfür muß ich institutionsinterne Formen der Auseinandersetzung erleben, in denen praktizierte Mehrperspektivität gelebt wird. Ideologie- und Metaphernkritik ist eine Variante davon. Indem wir unseren Leitideen und Begrifflichkeiten kritisch begegnen, ja eine Art ironischer Distanz zu ihnen herstellen und um den bestmöglichen kritischen Einwand konkurrieren

ren, verhindern wir, daß Wissen zu Herrschaftswissen bzw. zur Ideologie wird. Für diese Art „Ideologiekritik“ bedarf es jedoch spezifischer Handwerkzeuge der Selbst- und Methodenreflexion, d.h. eine Mindestausstattung mit wissenschaftstheoretischen Fertigkeiten, wie z.B. dem konstruktivistischen Verständnis von Begriffen. Es erlaubt uns, den verborgenen Bedeutungshof theoriesprachlicher Konzepte und Bilder zu erschließen, auf daß Metaphern nicht mehr im Sinne eines naiven Realismus allzu konkret verstanden werden (Metaphernanalyse), sondern als innere „Landkarten“ verwendet werden können, die ständig umgeschrieben werden. Wenn wir z.B. Konzepte wie das „Beelterungsmodell“ ähnlich wie das weiter oben diskutierte Intersubjektivitäts- und Authentizitätskonzept metaphernkritisch untersuchen (Otte 1995), können wir herausfinden, mit welchen alltagsweltlichen und ideologischen Zusatzbedeutungen dieses Konzept aufgeladen ist. Wir müssen um diese Bedeutungsaura wissen, wollen wir nicht im Prozeß der methodischen Umsetzung professionelle und „natürliche“ Formen der Beelterung ständig miteinander konfundieren.

Wieviel leichter fielen uns schulenübergreifende wie -interne Kontroversen und Debatten, verfügten wir mehr über solche Diskurskompetenzen wie z.B. die Metaphernkritik oder forschungslogisches Wissen. Wieviel Mißverständnisse in der Sache, die allzu häufig zu solchen zwischen Personen werden, würden darüber nicht zu fruchtlosen Beziehungsklärungen führen. Und: wir würden unser eigenes Denken, Erleben und Handeln mit methodisch unterlegter Skepsis in unverkrampfterem Licht betrachten. Mit einer solchen skeptisch-erkenntniskritischen Diskussionshaltung ließe sich auch leichter über die Bedeutung spirituell-metaphysischer Sachverhalte für die integrative Theorie- und Methodenentwicklung streiten. Die Vielfalt und Konkurrenz der sich im Umlauf befindlichen spirituellen Sinnsysteme macht es notwendig, daß jeder therapeutische Ansatz Aussagen darüber macht, wie mit dieser Vielfalt umgegangen werden soll. Für uns entscheidend ist, ob ein Sinnsystem sich einer ideenkritischen Auseinandersetzung stellt und auf einen Allgemeinheitsanspruch verzichtet. Religiös-spirituelle Überzeugungen, die meinen, sie müßten nicht durch das Nadelöhr aufklärerischer Erkenntniskritik, sind private Glaubenssache. Sie haben, so unsere Überzeugung, keinen Platz im Kontext eines Verfahrens, das von sich sagt, daß es sich konsequent wissenschaftlicher wie philosophischer Erkenntnis- und Methodenkritik verpflichtet weiß.

Kritikfähigkeit, die in dieser Weise geschult und ermutigt wird, ermöglicht es dem angehenden Therapeuten, im Prozeß der Ausbildung „Über-Ich-Instanzen“ zu entwickeln, die zu „inneren Beiständen“ werden. Letztere wollen wir, um den professionellen Aspekt daran hervorzuheben, als „inneren Supervisor“ bezeichnen. Er ist der

imaginäre Dritte im Bunde, d.h. der innere Dialog mit ihm ermöglicht dem Therapeuten „Exzentrizität“. Von diesem Dialoggeschehen wünschen wir uns, daß es uns ganz im Sinne eines hinreichend guten äußeren Supervisors „hält“ und „fördert“ bzw. stützt und konfrontiert. Dies alles mit dem Ziel, daß wir in der therapeutischen Situation unsere „innere Autonomie“ und damit unsere Handlungs- und Entscheidungsfähigkeit erhalten. Ein solcher „hinreichend guter innerer Supervisor“ ist somit das Resultat von ermutigenden Ausbildungserfahrungen im Umgang mit Macht und falscher Grandiosität innerhalb des Instituts. Er hilft dem Therapeuten, sich besser gegenüber den „falschen“ Versprechen und Zumutungen der Theorie wie der Methodik abzugrenzen und Forderungen zu stellen. So könnte er z.B. verlangen, daß er mehr anwendungs- und feldbezogenes, methodisches Wissen vermittelt bekommt, weil erlebnisorientierte Psychotherapie dringend der Widergewinnung und Sicherung der Außenperspektive bedarf. Methodenintegratives Handeln besitzt eine besondere Stärke in der Beweglichkeit, mit der sie kontextbezogenes methodisches Handeln ermöglicht.

Wir sind mit *Schulze, Beck* u.a. gleichfalls der Auffassung, daß postmoderne Vielfalt und Unübersichtlichkeit statt mit der Suche nach Rezepten eher mit dem „Ertragen von Unsicherheit, Ambivalenz und Zweifel“ zu gestalten ist. Überblickt man jedoch das auch in diesem Aufsatz vertretene Anforderungsprofil, das angehenden Integrativen Psychotherapeuten, Gestalttherapeuten qua Ausbildung zugemutet wird, so schleichen sich doch immer wieder gewisse Bedenken ein: So droht dem um Integration bemühten Therapeuten, etwas überspitzt formuliert, ständig dasselbe Los wie seinem Klienten in der Rolle des lebenslang tätigen „Biographiebastlers“: Das therapeutische Ich zerfließt entweder im Möglichkeitsraum der Methoden, oder es verfällt, um dieser Angst Herr zu werden, einem methodisch-schulischen Fundamentalismus. Um dazwischen die Balance zu halten, bedarf es einer kritisch-wohlmeinenden Instanz, wie z.B. dem „hinreichend guten inneren Supervisor“. Mit ihm ist es etwas leichter, Psychotherapie im Zeichen der Postmoderne nicht nur als Zumutung zu erleben. Denn eingewoben in die „neue Unübersichtlichkeit“ der Postmoderne, ist Psychotherapie dazu aufgerufen, sich ihrer Vorläufigkeiten, Begrenztheiten und ständigen (Selbst-)Infragestellungen zu öffnen, sich nicht „einzuschließen in Innerlichkeit, sondern ein Fenster zur Welt hin zu öffnen“ (*Passett* 1994).

Zusammenfassung

Der postmoderne soziale Wandel macht auch vor der Psychotherapie nicht Halt. Bislang vertraute Menschenbilder und praktisch-theoretische Überzeugungen bedürfen der kritischen Überprüfung, wollen sie nicht zu Therapieideologien werden. Die Autoren diskutieren in diesem Sinn verschiedene Prämissen der humanistisch-psycho-

logischen Therapietradition im allgemeinen und der Integrativen Therapie im besonderen. Der Psychotherapie wächst aufgrund der enormen lebenspraktischen und weltanschaulichen Unsicherheit, die mit dieser politisch-kulturellen Entwicklung verbunden ist, zusätzliche Markt- und Sinnerzeugungsmacht zu. Dieser Aspekt wird gleichfalls erörtert.

Summary: Postmodern formation of identity, a life with risky freedom

The postmodern social change does not stop in front of the realm of psychotherapy. A critical examination of theoretical and methodological premises is necessary in order to avoid ideological tendencies within the discussion of therapeutic approaches. The authors discuss different topics, concerning the therapeutic traditions of humanistic psychology on the one hand and the approach of Integrative Therapy on the other. Another subject concerns the enormous growth of social insecurities and contingencies and as a consequence the risk of increasing power for therapeutic institutions.

Key words: Theory of psychotherapy; risky chances; postmodern social change; Integrative Therapy.

Literatur

- Adorno, T. W. (1975): Negative Dialektik. Frankfurt/M.: Suhrkamp. - (1993): Erziehung nach Auschwitz. In: *DIE ZEIT*, Heft 1, S. 53ff.
- Bauriedl, T. (1995): Der politische Mensch und das „wahre Selbst“. In: Buchheim, P., Cierpka, M., Seifert, Th. (Hg.): Neue Lebensformen, Zeitkrankheiten und Psychotherapie. Hamburg: Springer, S. 62ff.
- Baumann, Z. (1992): Moderne und Ambivalenz. Hamburg: Junius.
- Beck, U. (1993): Die Erfindung des Politischen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beck, U., Beck-Gernsheim, E. (1990): Das ganze normale Chaos der Liebe. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- , — (Hg.) (1994): Riskante Freiheiten. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- , — (1994): Individualisierung in modernen Gesellschaften. Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: dies. (Hg.), a.a.O., S. 10ff.
- Beck-Gernsheim, E. (1995): Für eine „soziale Öffnung“ der Bindungsforschung. *Familiendynamik*, Heft 2, S. 193ff.
- Bellah, R. u.a. (1987): Gewohnheiten des Herzens. Köln.
- Bergung, H. (1993): Solidarischer Individualismus. *Ästhetik und Kommunikation*, Heft 85/86, S. 37ff.
- Beyer, M.M. (1992): „Power Line. Fit for power oder: Die feine Art der Selbst-Creation. Paderborn: Junfermann.
- Bly, R. (1991): Eisenhans. München: Kindler.
- Böhme, G. (1985): Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- (1994): Weltweisheit, Lebensform, Wissenschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bolz, N. (1993): Am Ende der Gutenberg-Galaxis. München: Wilhelm Fink.
- (1994): Das kontrollierte Chaos. Vom Humanismus zur Medienwirklichkeit. Düsseldorf: Econ.
- Brand, S. (1990): Medialab. Hamburg: Rowohlt.
- Breuer, S. (1992): Die Gesellschaft des Verschwindens. Hamburg: Junius.
- Bruder, K.J. (1993): Subjektivität und Postmoderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Buchheim, P., Cierpka, M., Seifert, Th. (Hg.) (1995): Neue Lebensformen, Zeitkrankheiten und Psychotherapie. Hamburg: Springer.
- Buchholz, M.B. (1993): Dreiecksgeschichten. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- (1990): Die unbewußte Familie. Hamburg: Springer.
- (1993): Metaphernanalyse. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Buchholz, M., Reich, G. (1987): Panik, Panikbedarf, Panikverarbeitung. Soziopsychanalytische Anmerkungen zu zeitgenössischen Desintegrationsprozessen aus Anlaß von Tschernobyl und AIDS. *Psyche* 41, S. 611ff.
- Cremerius, J. (Hg.) (1995): Die Zukunft der Psychoanalyse. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Dahmer, H. (1994): Pseudonatur und Kritik. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- (1995): Schicksale der „psychoanalytischen Bewegung“. In: Cremerius, J. (Hg.), a.a.O., S. 56ff.
- Deissler, K. (1986): Brauchen wir die Machtmetapher, um unsere zwischenmenschliche Wirklichkeit zu konstruieren? *Z.system.Th.* 4, S. 258ff.
- Dornes, M. (1993): Der kompetente Säugling. Frankfurt/M.: Fischer.
- Dreitzel, H.P. (1992): Reflexive Sinnlichkeit. Köln: EHP.
- Enrich, H.M. (1995): Postmoderne Hyperflexibilität, der Konstruktivismus und seine Kritik. In: Buchheim, P., Cierpka, M., Seifert, Th. (Hg.), a.a.O., S. 62ff.
- Ferguson, M. (1984): Beziehungen. In: Villoldo, A., Dychtwald, K. (Hg.): Wege ins dritte Jahrtausend. Basel: Sphynx, S. 113ff.
- Frank, M. (1993): *Conditio moderna*. Leipzig: Reclam.
- Früchtl, J. (1993): Der mündige Dandy. Foucaults Ethik der Postmoderne. In: Maresch, R. (Hg.), a.a.O., S. 371ff.
- Geissler, B., Oechsle, M. (1994): Lebensplanung als Konstruktion: Biographische Dilemmata und Lebenslauf-Entwürfe junger Frauen. In: Beck, U., Beck-Gernsheim, E. (Hg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 139ff.
- Giddens, A. (1991): *Modernity and self-identity: Self and society in the late modern age*. Cambridge: Polity Press.
- Glotz, P. (1995): Änderung des Schaltplans. In: *DIE ZEIT* Nr.46, S. 58.
- Gross, P. (1994): Die Multioptionsgesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gruen, A. (1995): Anpassung als Sucht. In: Buchheim, P., Cierpka, M., Seifert, Th. (Hg.), a.a.O., S. 62ff.
- Habermas, J. (1995): Wahrheit und Wahrhaftigkeit. *DIE ZEIT*, Nr. 50, S. 59.
- Heimannsberg, B. (1995): Gleichheit und Differenz. Der doppelte Boden der therapeutischen Beziehung. In: Schmidt-Lellek, C.J., Heimannsberg, B. (Hg.), a.a.O., S. 9ff.
- Heuermann, H. (1994): Medienkultur und Mythen. Reinbek: Rowohlt.
- Hitzler, R. (1994): Mobilisierte Bürger. *Ästhetik und Kommunikation*, Heft 85/86, S.55ff
- Hitzler, R., Honer, A. (1994): Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Beck, U., Beck-Gernsheim, E. (Hg.), a.a.O., S. 307ff.
- Honneth, A. (1990): Die zerissene Welt des Sozialen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- (1992): Kampf um Anerkennung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- (1993): Die Widerkehr der Armut. Soziologie-Kolumne. *Merkur*, Heft 6, S. 518ff.
- Kamper, D. (1993): Die gut verpaßte Emanzipation, oder wie das Subjekt endlich zu seiner Freiheit kam. In: Maresch, R. (Hg.), a.a.O., S. 59ff.
- Keupp, H. (1994): Grundzüge einer reflexiven Sozialpsychologie. Postmoderne Perspektiven. In: Ders. (Hg.): Zugänge zum Subjekt, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 226ff.
- (1994a): Psychologisches Handeln in der Risikogesellschaft. Gemeindepsychologische Perspektiven. München: Quintessenz.
- (1994b): Ambivalenzen postmoderner Identität. In: Beck, U., Beck-Gernsheim, E. (Hg.), a.a.O., S. 336ff.
- Klinger, C. (1995): Flucht, Trost, Revolte. Die Moderne und ihre ästhetischen Gegenwelten. München: Hanser.
- Köhler-Weißker, A., Horn, K., Schüle, J.A. (1993): „Auf der Suche nach dem wahren Selbst“. Eine Auseinandersetzung mit Carl Rogers. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lange, A. (1995): Medienkinder, verplante Kinder? Die Sichtweise einer zeitdiagnostisch informierten Kindheitsforschung. *Familiendynamik* 20, S. 254.
- Lohof, B.A. (1994): Die tiefere Bedeutung der Malboro. *Neue Rundschau*, Heft 2, S. 20ff.
- Lyotard, J.F. (1986): Das postmoderne Wissen. Graz, Wien: Passagenverlag.
- Maresch, R. (Hg.) (1993): Zukunft oder Ende. Wien: Boer.
- Meyer-Drawe, K. (1990): Illusionen von Autonomie. München: P.Kirchheim.

- Menke, C. (1993): Das Leben als Kunstwerk gestalten? Zur ironischen Dialektik postmoderner Ästhetisierung. In: Maresch, R. (Hg.), a.a.O., S. 391ff.
- Metzmacher, B., Zaepfel, H. (1996): Zur Verbindung von tiefenpsychologischem und sozialem Sinnverstehen in der Integrativen Kindertherapie. In: Metzmaker, B., Petzold, H.G., Zaepfel, H. (Hg.), a.a.O.
- Metzmacher, B., Petzold, H., Zaepfel, H. (Hg.) (1996): Methodische Zugänge zu kindlichen Erfahrungswelten von heute, Bd.1. Paderborn: Junfermann.
- Narr, W.D. (1988): Das Herz der Institution oder strukturelle Unbewußtheit. Konturen einer Politischen Psychologie als Psychologie staatlich-kapitalistischer Herrschaft. In: König, H. (Hg.): Politische Psychologie heute. *Leviathan*, Sonderheft 9, , S. 111ff.
- Otte, H. (1995): Eltern-Macht in der Therapie? Das Beziehungsdilemma der Nach-Beelterung. In: Schmidt-Lellek, C.J., Heimannsberg, B. (Hg.), a.a.O., S. 229ff.
- Petzold, H.G. (1993): Integrative Therapie, 3 Bde. Paderborn: Junfermann.
- (1994): „Kontrollanalyse“ und Gruppensupervision in „Kompetenzgruppen“. In: Frihmann, R., Petzold, H.G. (Hg.): Lehrjahre der Seele. Paderborn: Junfermann.
- (1995): Mehrperspektivität – ein Metakzept für Modellpluralität, konnektivierende Theoriebildung und sozialinterventives Handeln in der integrativen Supervision. *Gestalt u. Integration*, Heft 1, S. 225ff.
- (1996): Weggeleitet und kokreative Gestaltung von Lebenswelt. Integrative Arbeit mit protektiven Prozessen und sozioökologischen Modellierungen in einer entwicklungsorientierten Kindertherapie. In: Metzmaker, B., Petzold, H., Zaepfel, H. (Hg.), a.a.O. (i.V.).
- Petzold, H.G., Orth, I., (1990): Die neuen Kreativitätstherapien, 2 Bde. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G., Schuch, W. (1992): Grundzüge des Krankheitsbegriffs im Entwurf der Integrativen Therapie. In: Pritz, A., Petzold, H. (Hg.) Der Krankheitsbegriff in den psychotherapeutischen Schulen. Paderborn: Junfermann, S. 371ff.
- Petzold, H.G., Sieper, J. (1988): Integrative Therapie und Gestalttherapie am Fritz Perls Institut. Begriffliche, persönliche und konzeptuelle Hintergründe und Entwicklungen. *Gestalttherapie u. Integration*, Heft 1, S. 22ff.
- Pohlen, M., Bautz-Holzger, M. (1995): Psychoanalyse – Das Ende einer Deutungsmacht. Hamburg: Rowohlt.
- Rauschenbach, T. (1994): Inszenierte Solidarität: Soziale Arbeit in der Risikogesellschaft. In: Beck, U., Beck-Gernsheim, E. (Hg.), a.a.O., S. 89ff.
- Rogers, C. (1981): Der neue Mensch. Stuttgart: Klett Cotta.
- Schlippe, A.v. (1995): Therapie zwischen Begegnung und Macht. Eine persönliche Auseinandersetzung mit familientherapeutischen Überlegungen zur Macht. In: Schmidt-Lellek, C.J., Heimannsberg, B. (Hg.), a.a.O., S. 229ff.
- Schmidt-Lellek, C.J., Heimannsberg, B. (Hg.) (1995): Macht und Machtmißbrauch in der Psychotherapie. Köln: EHP.
- Schulze, G. (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Frankfurt/M.: Campus. - (1994): Gehen ohne Grund. Eine Skizze zur Kulturgeschichte des Denkens. In: Kuhlmann, A. (Hg.): Philosophische Ansichten der Kultur der Moderne. Frankfurt/M.: Fischer, S. 79ff.
- Senett, R. (1986): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt/M.: Fischer.
- Sperber, M. (1970): Alfred Adler oder das Elend der Psychologie. Wien: Molder.
- Stephan, C. (1993): Der Betroffenenheitskult. Reinbeck: Rowohlt.
- Taylor, C. (1995): Das Unbehagen an der Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Toqueville, A de (1985): Über die Demokratie in Amerika (übers. v. J.P. Mayer). Stuttgart: Reclam.
- Welsch, W. (1988): Unsere postmoderne Moderne. Acta humaniora. Darmstadt.
- Wilber, K. (1984): Wege zum Selbst. Östliche und westliche Ansätze zu persönlichem Wachstum. München: Kösel.
- Zaepfel, H., Metzmaker, B. (1996): Kindheit und Identitätsentwicklung im Zeichen postmodernen sozialen Wandels. In: Metzmaker, B., Petzold, H.G., Zaepfel, H. (Hg.), a.a.O.

Zickendraht, V. (1991): Persönlichkeitsprofil. Identity vom Scheitel bis zum Schreibtisch.
Landsberg: Verlag Moderne Industrie.

Anschriften der Verfasser:

Dipl.-Psych. Helmut Zaepfel
Birkenwaldstr. 101
70191 Stuttgart.

Dipl.-Päd. Bruno Metzmacher
Rochusstr. 48
40479 Düsseldorf.